10

1961 · FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

11. JAHRGANG · DEZEMBER

DISKUS

D 2442 E   Preis 50 Pf, Studenten 20 Pf

Politik • Presse 2: Die Welt in zwanzig Rubriken • Maximilian Klawuttka: Ich hab mich ergeben • Diskus Dokumente • Prager Impressionen •

Kulturpolitik • Die Korporationen und das Dritte Reich •

Feuilleton • Robbe-Grillet oder der Held ist tot: Karl Riha Wollt ihr das • totale Leben: Bazon Brock • Roul Tranchirer: Dem Wahren Schönen Guten • Hubert Gersch Aus der Kinderwelt • Klaus Roehler: Der sogenannte Hutbesitzergruß

Nierhaus + Estenfelder

Im Gleichschritt marsch?

Widerstandspflicht aus Nächstenliebe

Von Generalstaatsanwalt Dr. Fritz Bauer

Wann und wo immer man von Widerstandsrecht und Widerstandspflicht spricht, fällt es nicht schwer, — journalistisch gesprochen — einen aktuellen „Aufhänger" zu finden. Bis vor kurzem hätte man an das „Manifest der 121", z. B. Sartres und Simone de Beauvoirs, anknüpfen können, die das Recht auf Gehorsamsverweigerung im Algerienkrieg vertraten und die Zustimmung Karl Barths, Dürrenmatts, Max Frischs, Hermann Hesses, Stefan Andres', Albrecht Goes', Golo Manns und vieler anderer im Kampf gegen jede Verfolgung der freien Meinungsäußerung erhielten. Im Hintergrund stand der Prozeß in Cherche-Midi in Paris gegen aktive Gegner des Algerienkriegs. Heute kann an den „Ketzer"-Prozeß gegen Prof. D. Albert S. Geyser in Pretoria erinnert werden, der Inhaber des Lehrstuhls für Neutestamentarische Theologie ist und hartnäckig und ausdauernd sich der These seiner Kirche widersetzt, daß die Rassentrennung — die Apartheidspolitik der „Nationalen Partei" Südafrikas — mit den Prinzipien des Christentums vereinbar sei. Es wird ihm vorgeworfen, „fortgesetzt Widerstand gegen die Kirchengeschäfte und Kirchenentscheidungen geübt" zu haben, was er auch nicht bestreitet. Er erklärt die Aussperrung von Afrikanern, Indern und Mischlingen aus seiner Kirche für rechts- und glaubenswidrig und beruft sich auf sein „Gewissen, das ihm keinen Ausweg lasse".

•

Die protestantische Diskussion des Widerstandsrechts stand durch Jahrhunderte hindurch unter dem unglückseligen Stern deutschen obrigkeitsstaatlichen Denkens. Die Verbindung von Thron und Altar ließ ein Widerstandsrecht inopportun, ja, rechtswidrig erscheinen. Die Widerstandsproblematik war dem Bewußtsein der christlichen Gemeinde fremd und war fast völlig aus der politischen Ethik ihrer Theologen verschwunden.

Nach dem Zusammenbruch des nazistischen Unrechtsstaats begann eine protestantische Neubesinnung auf das Recht und die Grenzen der politischen Gewalt in Demokratie und totalitärem Staat. Die Diskussion ist im Flusse.

Es ist sicher schwierig, die Haltung Luthers und der Lutheraner auf einen einheitlichen Nenner zu bringen, aber sie war nicht so zwiespältig und unergiebig, daß es nicht möglich gewesen wäre, praktische Richtlinien den in ihrem Gewissen bedrängten Menschen mitzugeben und anderen zu sagen, wann die Stunde kam, in der das Gewissen zu schlagen Anlaß hatte.

Im Augsburger Bekenntnis heißt es: „Deshalb sind die Christen schuldig, der Obrigkeit untertan und ihren Geboten gehorsam zu sein, so ohne Sünde geschehen mag. Denn so der Obrigkeit Gebot ohne Sünde nicht geschehen mag, soll man Gott mehr gehorsam sein denn den Menschen."

•

Heimstätte des Widerstandsrechts wurde in der Folge England und dann Amerika. Die Magna Charta schuf einen Widerstandsausschuß von 25 Baronen, aus dem sich das Unterhaus und die englische Demokratie entwickelte.

Die Entwicklung auf dem europäischen Kontinent verlief entgegengesetzt. Geherrscht wurde absolut, und absolut bedeutete, daß Gesetz und Befehl nicht an übergeordneten Kriterien zu messen waren. Der Untertan war gebunden, der Herrscher war frei.

Frankreich erlebte seine Revolution und bekannte sich sofort zu den Menschen- und Bürgerrechten. Zu ihnen zählte das Recht auf „résistance". Die Deutschen machten keine Revolution.

Zum Untertan nicht geboren, sondern erzogen empfanden sie bei der Vorstellung von Widerstand Furcht und Schrecken. Schiller schrieb das größte Widerstandsdrama der Geschichte, seinen „Tell", hatte aber zeitlebens ein schlechtes Gewissen und zweifelte bis zuletzt an der Berechtigung der Tellstat. Durch seinen Parricida suchte er den Tell gegen den Vorwurf kriminellen Verhaltens abzuschirmen. Goethe beabsichtigte, im „Egmont" dem Widerstandskampf der Niederländer ein Denkmal zu setzen. Sein Egmont rutschte aber ins Hamletische ab. Egmont handelt nicht, und Schiller meint mit Recht, Goethe's Egmont bleibe weit hinter dem Historischen zurück. Kleist griff das Thema im „Prinz von Homburg" auf. Bis zur Stunde sind sich die Gelehrten nicht einig, ob das Schauspiel ein Hohes Lied auf den Ungehorsam ist, auf den Vorrang des Gewissens vor dem staatlichen Befehl oder umgekehrt – ein Hohes Lied auf rücksichtslose Hingabe an den preußischen Staat. Welche Paradoxie der Dinge! Welche Schizophrenie menschlicher und staatlicher Ethik!

Die Opposition im Unrechtsstaat 1933—1945 hat sich des Widerstandsrechtes erinnert. Professor Kurt Huber hat im Schlußwort des Prozesses gegen die Geschwister Scholl nach Jahrzehnten, ja fast Jahrhunderten fast völligen Verschweigens eines Rechtes oder einer Pflicht zum Widerstand die Grenzen jeder Staatsgewalt umrissen: „Es gibt für alle äußere Legalität des Bürgers eine Grenze, wo sie unwahrhaftig und unsittlich wird. Legales Verhalten des Bürgers wird unsittlich, wenn es zum Deckmantel einer Feigheit wird, die sich nicht getraut, gegen offenkundige Rechtsverletzungen aufzutreten". „Das Gewissen stand auf", „Das Gewissen entscheidet", wie es später Annedore Leber formuliert hat.

Hessen, Berlin und Bremen haben ein Widerstandsrecht in ihre Verfassung aufgenommen. Im Grundgesetz fehlt eine ausdrückliche Bestimmung, es kann aber davon ausgegangen werden, daß das Widerstandsrecht von dem Bekenntnis des deutschen Volkes zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als der Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt mitumfaßt wird.

Der Streitfragen gibt es aber genug.

Nach vielhundertjährigen Erfahrungen kann es nicht überraschen, daß starke Tendenzen bestehen, in einer Gesellschaft, die keine Experimente will und für die der Grundsatz gilt „safety first", den Quell und starken Strom eines Widerstandsrechts in Kanäle zu lenken. Widerstand und Revolution sind sicher verschieden, und es ist gewiß nicht schwierig, sie begrifflich zu trennen. Widerstand hat nichts mit einem bloßen — eventuell gewaltsamen — Regierungswechsel gemein, er bedeutet nicht eine bloße — eventuell gewaltsame — Änderung der Regierungsform; nicht jeder Kampf für ein neues — besseres oder schlechteres — Gesetz ist Widerstand. Widerstand meint Verwirklichung eigener oder fremder Menschenrechte. Widerstand ist ein Spezialfall der Notwehr oder — wenn Widerstand zugunsten Dritter ausgeübt wird — der Nothilfe. Er setzt einen Angriff oder Eingriff in Grundrechte oder ihre Vorenthaltung voraus. Da aber Menschenrechte keinen statischen Inhalt ein für allemal haben, umfaßt Kampf für sie nicht nur Wiederherstellung eines früheren, verlorengegangenen Status, er kann auch einem Neuland gelten, das zu erobern ist.

Fortsetzung Seite 2

Das Tote in seinen Erscheinungsformen und Metamorphosen, in seinen Maskierungen und Deutlichkeiten vom kitschigen Grab bis zum schön gebleichten Vogelskelett hat den jungen französischen Fotografen Lucien Clergue stets zu ausgedehnten Exkursen mit der Kamera angetrieben. Erschöpfende und peinigende Abenteuer in Nekropolen und Arenen: das Ergebnis waren Fotografien, deren erbarmungsloser Verismus der Wahrheit zum Sprechen verhalf und diejenigen abstieß, die den Tod schminken und tabuisieren wollen. Diese fotografierten Kadaver und Skelette aber erheben Einspruch gegen seine Verniedlichung, ihre Brutalität greift den kosmetischen Schwindel mit der Leiche an. Das dominante Thema seiner Fotografie hat Clergue jüngst in den Serien der „Toro mort", genauen Schilderungen des toten Helden der Corrida, des Stieres, abgewandelt.

Hanno Reuther

Ich hab' mich ergeben

Wir nahen in Ehrfurcht, großer Bruder, schenke uns Deine Huld, Du tatest an uns das Wirtschaftswunder, Du gibst uns Brot und Fußballspiele, Du hast unserem halben Volk wieder Ansehen verschafft in der halben Welt. Hör' sie lobsingen. FAZ und auch Deutsche Zeitung. Alle glauben daran, daß Du Wunder tust, wie Du sie immer und immer wieder versprochen hast, großer Weihräucherer von Freiheit und Wiedervereinigung. Unser Vertrauen zu Dir ist nach wie vor grenzenlos. Du bewältigtest die Vergangenheit; Du wirst auch bewältigen, was auf uns zukommt. Du, Hort einer großen Tradition, Rückwärtsschauender und sanfter Vollender. Du aber auch: Reiter auf der Woge des Augenblickes, Erfolgs- und Glücksritter, Illustrer der Illustrierten, verjüngt ging Dein Auge aus von allen Litfaßsäulen. Du begegnest uns auf soviel Wellen, Deine unvergleichliche Sprache, die märchenhafte Klarheit Deiner Gedanken, Deines Wesens unerklärliche Zaubermacht. – Nun laß uns umfallen, das soll unser letzter Einfall sein. Wir tun keinen Schritt mehr ohne diesen Traum. Auf Deiner bluthgenweißen Weste fehlt eigentlich nur eins, das Ritterkreuz. Doch Dein Geist, Weiterentwickler der Artillerie, ist nicht ohne Macht. Dein Geist ist die Macht. Deine Autorität läßt sich nicht spotten, sondern die Spötter wird sie heimsuchen bis in die dritte und vierte Bundestagswahl. Sie alle dienen Dir ja, Deinem Regiment, ob Brandt, Strauß, Erhard oder Mende. Unser Schicksal ist nun mit dem Deinen untrennbar verbunden. Bis zum Schluß ist Dein Name Garant für das Bündnis von Imperium und Sacerdotium, von Christ und Geld. In Dir überlebte das 19. Jahrhundert auf ergreifende Weise, fand sich das deutsche Bürgertum wieder, gewann unser liebes Rheinland weltpolitischen Rang. Nicht Duino, nicht Sils Maria – Du liest keine solchen Bücher – Cadenabbia wird das Ziel unserer Wallfahrt sein. Du bist ein menschlicher Herr, züchtest Rosen zu unserem Wohlgefallen, sammelst Krimis und Doktorhüte. Mit Deinen Freunden rauchst du das Kalumet auf jedem beliebigen Allgemeinplatz. Du, Statthalter, Vollstrecker, großer Vordergründiger, Nichtreformator, Du bist der gute Geist von Bonn, von Dir lassen wir nimmermehr.

Maximilian Klawuttka

Widerstand aus Nächstenliebe

von Seite 1

Von hier aus verwischen sich die Grenzen. Der Kampf der Plebejer gegen die Patrizier war sicher Widerstand in unserem Sinn; die französische Revolution war – trotz ihrer Bezeichnung – Ausübung eines Widerstandsrechts des dritten Standes im Zeichen der Menschenrechte, im Zeichen von Freiheit und Gleichheit. Spartakus und alle Sklavenaufstände, der Antikolonialismus der nordamerikanischen Siedler, der passive Widerstand Gandhis sind legitime Handlungen gewesen.

Das Widerstandsrecht erschöpft sich nicht im innerstaatlichen Bereich. Es überschreitet die nationalstaatlichen Grenzen. Es steht nicht nur jedermann zu, sondern kann auch zugunsten von jedermann ausgeübt werden.

General Oster teilte, um den meistschockierenden Fall zu nennen, den neutralen, auch durch Nichtangriffspakte geschützten Ländern Dänemark, Norwegen, Belgien und Holland Angriff und Angriffsdatum mit, freilich ohne mit seiner Mitteilung Glauben zu finden.

Widerstand resultiert nicht aus der Politik, sondern aus dem Recht. Der Einfall in die skandinavischen Staaten, in Luxemburg, Belgien und Holland war ein Angriffskrieg und damit ein bellum injustum, der als internationales Verbrechen gebrandmarkt ist. Gefährdet waren Leib und Leben, die Freiheit, das Eigentum unschuldiger Menschen.
Oster setzte das Recht des Fremden dem Recht des Landsmannes gleich. Monotheismus meint e i n e n Gott, e i n e Moral, e i n Recht für alle, die Menschenantlitz tragen. Aber nicht nur die Clans und die Stämme der Primitiven, sondern auch die christlichen Staaten mit ihrem e i n e n Gott unterschieden zwischen sich und den anderen. Oster machte aus dem Wort des Corpus Christianum, aus dem Wort der europäischen Völkerfamilie und des Abendlandes eine Wahrheit und Wirklichkeit. Jedenfalls Europa hätte Anlaß, ihm ein Denkmal zu setzen.

●

Das Problem taucht erneut im Zusammenhang mit einem atomaren Krieg auf. Es steht hier nicht zur Diskussion, ob und inwieweit eine atomare Aufrüstung politisch zweckmäßig ist oder nicht, um eine balance of powers zu schaffen und damit eine Kriegsgefahr zu bannen. Wohl aber wirft die Teilnahme an einem atomaren Krieg Widerstandsprobleme auf, wobei der atomare Angriffskrieg ausgeklammert werden kann, da er wie jeder Angriffskrieg unter allen Umständen kriminell ist.
Man kann einen atomaren Krieg als Verbrechen ablehnen, schon weil er feindliche Zivilisten in Mitleidenschaft zieht. Man kann dies in Kauf nehmen, aber die unvermeidliche Schädigung der Neutralen irgendwo auf dem Erdball und die Schädigung ihrer noch ungeborenen Kinder durch die Verseuchung der Weltatmosphäre für einen schlechthin unerträglichen Eingriff in ihre Menschenrechte halten, die mindestens das Recht auf Leben meinen. Wem dies noch immer nicht genug ist, mag sich an die Beeinträchtigung der eigenen Familie, der eigenen Nation und des eigenen Kulturkreises heften, die wie die Neutralen und ihre Nachkommen Opfer der Verteidigung sein können. Bei der Unmöglichkeit, die Wirkung eines atomaren Krieges räumlich und zeitlich zu begrenzen, hat unter anderem der Göttinger Professor Julius von Giercke den begründeten Schluß gezogen: „In den Staaten, in welchen ein Widerstandsrecht anerkannt ist, kann der einzelne jede Mitwirkung bei der Verwendung von Atomwaffen versagen".

●

Die Diskussion über die Mittel des Widerstands steht seit langem unter dem unglückseligen Stern, daß Widerstand mit den „seditiones" Martin Luthers und mit dem Tyrannenmord gleichgestellt wird. Widerstand umfaßt aber alle Formen des gewalttätigen und nicht gewalttätigen, des aktiven und passiven Verhaltens oder wie man immer einzelne Formen bezeichnen will. Auf die Worte kommt es wenig an, zumal ihnen jede begriffliche Schärfe fehlt. Der Jurist vermag eindeutig nicht zu definieren, was aktiver oder passiver Widerstand ist.

Sicher war auch Ghandi Widerstandskämpfer, und Widerstandskämpfer ist nicht minder der Friedensnobelpreisträger Albert Luthuli. „Freiheitskämpfer", heißt es in seiner Botschaft nach seiner Verbannung 1959, „laßt mich euch daran erinnern, daß wir unsere Freiheit nur durch den machtvollen Einsatz außerparlamentarischer Mittel gewinnen können. Unser Kampf muß jedoch mit den Mitteln der Gewaltlosigkeit ausgetragen werden. Wir haben keine andere Wahl. Wir besitzen Beweise, daß die Regierung uns provozieren wollte – aber geben wir Swart keinen Vorwand, seine trüben Methoden anzuwenden. Seine Waffen sollen verrosten. Laßt uns beweisen, daß Gewaltlosigkeit die höchste Form der Tapferkeit ist." Der Widerstand muß immer der Rechtsverletzung adäquat sein.

Durch einen Hinweis auf die Fülle der Widerstandsformen kann auch die Frage beantwortet werden, ob mit den Widerstandshandlungen abgewartet werden muß, bis der Rechtsstaat in den Unrechtsstaat umgeschlagen ist, und der Kampf nur noch mit den schweren und schwersten Geschützen geführt werden kann. Aber auch rechtlich ist zum Abwarten kein Anlaß. Mit der Gefährdung der Menschenrechte reifen die Widerstandsrechte der einzelnen. Es gibt also auch Widerstand im – ständig gefährdeten – Rechtsstaat.
Deutschland, aber auch die übrige Welt, die Gefahr läuft, nur noch aus Robotern, Automaten und Plattenspielern zu bestehen, muß lernen, nein zu sagen. Widerstandspflicht heißt nicht Pflicht zum Tyrannenmord, nicht Pflicht zu Aufständen und Gewalttaten. Der Einzelne mag hiezu berechtigt sein, eine P f l i c h t zu Gewalttaten besteht nicht, wohl aber besteht eine Pflicht zur Gehorsamsverweigerung, wenn Verbrechen befohlen werden oder eine Verletzung der eigenen Menschenwürde oder der Menschenwürde anderer gefordert wird.
Kritik und Opposition sind keine leidigen Mißstände, sondern das Lebensprinzip eines demokratisch organisierten Volkes. Demokratie ladet zu einem permanenten Widerstand ein und fordert die kämpferische Auseinandersetzung über die ihr eingelagerten Gegensätze in allen Bereichen menschlichen Zusammenlebens. Im Kreuzfeuer von Kritik und Opposition bleibt sie gesund; es ist ihre Stärke, daß sie ihre Menschen wach hält, so daß die Mehrzahl bei wirtschaftlichen Krisen oder politischen Katastrophen nicht den Kopf verliert, sondern zu selbständigen und wachen Entschlüssen fähig bleibt. Der große Widerstand im Unrechtsstaat bleibt nur möglich, wenn der kleine Widerstand gegen das Unrecht im staatlichen Alltag geübt und wie eine kostbare Pflanze gehegt und gepflegt wird.
Das sind nicht nur theoretische Rezepte. Sie haben nach zwölf Jahren bundesrepublikanischer Praxis eine aktuelle Bedeutung, denn wer sollte leugnen, daß es an Anläufen zur Beschränkung der öffentlichen Meinung, zu einer kurzsichtigen und eigensüchtigen Diffamierung jeder Opposition und zu einem persönlich-patriarchalischen Regiment nicht gefehlt hat und eine lebendige Anteilnahme wohlorientierter Bürger an dem politischen Geschehen nicht eben ermutigt wurde?

●

Letztlich meldet sich die entscheidende Frage nach den materialen Werten unseres Staates, deren Verletzung oder Gefährdung Widerstandsrechte auslöst. Die Bundesrepublik ist ein säkularer Staat. Sie ist pluralistisch, sie umfaßt Protestanten verschiedener Färbung, Katholiken, Muselmänner, Gottgläubige, Ungläubige, Juden, denen allen die Gewissensfreiheit und das friderizianische Seligwerden nach eigener Façon durch die Verfassung gewährleistet ist. „Das Sittengesetz", das auch das Grundgesetz nennt, ist nicht das Sittengesetz e i n e r Religion, es ist nicht die eine oder andere Moraltheologie oder das System einer philosophischen Schule, dessen jeweilige logische Brüchigkeit sich zudem durch die Jahrtausende immer wieder gezeigt hat. Auch „das Sittengesetz", von dem das Grundgesetz spricht, ist das eines pluralistischen Staates, und es ist verfassungswidriger Gewissenszwang, andere Glaubensinhalte oder Wertvorstellungen als die eines pluralistischen Staates zu oktroieren und etwa die Menschen auf den Vordermann eines Thomas von Acquino, Kant oder von wem auch immer zu bringen. Dergleichen Versuche legitimieren zum Widerstand zwecks Wahrung und Wiederherstellung der Grundrechte.

Der Parlamentarische Rat war kein Konzil; es gehörte weder zu seiner Zuständigkeit noch war es Wille der Mehrheit, uns auf eine Theologie oder Philosophie einzuschwören.
Gerade das geschieht heutzutage. Sicher benötigen wir eine Einheit des Rechtsdenkens und einer moralischen Theorie, sie darf aber nicht auf Kosten der Freiheit des Glaubens und Denkens und damit der Gewissensfreiheit anderer gehen. Einheit ja, aber Einheit, die die Mannigfaltigkeiten des Glaubens und Denkens, die Selbstbestimmung, das Recht zur Selbstverwirklichung des Menschen bejaht und die Freiheit nicht über der bloßen Ordnung vergißt und, die die Fülle des Lebens gegen das Schema verteidigt.
Ich will nicht davon sprechen, daß Glaube Begegnung des Menschen mit dem lebendigen Gott und keine Diesseitsgröße ist, die vom Staat in seinen Aufgabenkreis einbezogen und als Referat des Justiz-, Innen-, Erziehungs- oder Familienministeriums verwaltet werden könnte, um sich in Paragraphen und Gerichtsurteilen eines Bundesgerichtshofs niederzuschlagen. Jedenfalls erscheint mir ein dogmatisch gebundenes Naturrecht, wie es heute vielfach angestrebt und verwirklicht wird, der Pluralität menschlicher Vorstellungen von dem, was sein und was nicht sein soll, zu widersprechen.
Die billige Uniformierung der Moral und bequeme Konformierung der Menschen mit dem Zwang einer konstantinisch-theodosianischen Gesetzgebung und Rechtsprechung ist auch gar nicht erforderlich.

●

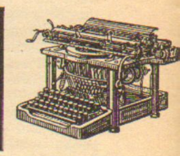
Aufgabe derer, die es angeht, ist, die Ethik des Pluralismus zu begründen und zu verwirklichen. Nichts wäre falscher als die Annahme, Pluralismus sei Relativismus, Neutralismus, Indifferentismus oder gar Nihilismus. Pluralismus heißt Ja-sagen nicht zu einem abstrakten Menschenbild, sondern zur Fülle der Individualitäten, die – wenn man schon theologisch reden will – mit Ranke alle „gleich nahe zu Gott" und seinen „Gedanken" sind. Pluralismus bedeutet daher Toleranz – freilich ausgenommen eine Toleranz gegenüber den Intoleranten. Toleranz fordert Leben und Lebenlassen, denn Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst. Das Ethos von Pluralismus und Toleranz gipfelt in der Nächstenliebe.
Dies und nichts anderes steht im Grundgesetz. Es gebietet Achtung vor der Menschenwürde und ihren Schutz. In unser geliebtes Deutsch übertragen heißt das, alle menschenwürdig zu behandeln – ohne Rücksicht auf Glauben oder Unglauben, auf Abstammung, Herkunft und Stand. Die Grundrechte, etwa das Recht auf Leben, auf Gleichberechtigung, auf freie Entfaltung der Persönlichkeit sind lediglich Teilaspekte einer respektierten Menschenwürde.

Menschenwürdige Behandlung umschließt auch mit innerer Notwendigkeit jenen materialen Wert unseres Staates, der in dem Gebot des sozialen Rechtsstaates zum Ausdruck gelangt. Das Postulat des Sozialen fügt in Wahrheit nichts Neues, nichts Anderes oder, wie manche sogar behaupten, etwas Antithetisches hinzu. Menschenwürdige Behandlung ist ohne soziale Hilfe nicht denkbar. Schiller hat – mag auch sein Wort dem einen oder anderen hier und heute anachronistisch klingen – das Richtige gewußt, als er seinen Zweizeiler dichtete: „Würde des Menschen. Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen. Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst."

Pluralismus, Toleranz, Nächstenliebe konstituieren den Wert und die Werte unseres Staates. In der Diskussion über den Obrigkeitsbrief von Bischof Dibelius ist mit vollem Recht – leider nicht von juristischer, sondern von politikwissenschaftlicher Seite – der Satz formuliert worden „Widerstand ist geboten, wenn etwas verlangt wird, was gegen die Nächstenliebe verstößt". Das war ein beachtlicher Beitrag zur Auslegung unseres Grundgesetzes.

Text stark gekürzt

Leserbriefe



Der Brecht-süchtigen, bundesrepublikanischen Intelligentsia sei nachstehendes Machwerk, das ich in einer sowjetzonalen Provinzzeitung abgedruckt fand, mit roten Lettern ins Poesiealbum geschrieben:

Lob des Kommunismus
Von Bertolt Brecht
Er ist vernünftig, jeder versteht ihn. Er ist leicht.
Du bist doch kein Ausbeuter, du kannst ihn begreifen.
Er ist gut für dich, erkundige dich nach ihm.
Die Dummköpfe nennen ihn dumm,
und die Schmutzigen nennen ihn schmutzig.
Er ist gegen den Schmutz und gegen die Dummheit.
Die Ausbeuter nennen ihn ein Verbrechen.
Aber wir wissen:
Er ist das Ende der Verbrechen.
Das Ende der Tollheit.
Er ist nicht das Chaos,
sondern die Ordnung.
Er ist das Einfache,
das schwer zu machen ist.

Heinz Rasch, Frankfurt

DISKUS scheint sich zur besten deutschen Kulturzeitschrift entwickeln zu wollen, meinen Glückwunsch . . .

Michael Till Heinze, Osnabrück

Bei der redaktionellen Kürzung meines Beitrages „Es gibt keine größeren Banden mehr" in Heft 8/9 des DISKUS ist ein Fehler unterlaufen:
ich hatte nicht behauptet, daß Adalbert Weinstein es war, der am 24. 5. 1961 geschrieben hat, Moslems würden zum Straßenbau ‚verwandt'. Es muß ein anderer Stilist der FAZ gewesen sein.
Allerdings blieb Weinstein in der Zwischenzeit nicht untätig. Am 26. 10. 1961 schrieb er in der FAZ: „Einige wenige politische Gefangene (in Frankreich) wissen sich im Schutz einer öffentlichen Meinung, die sie nicht vergißt". Es ist, als wüßte Weinstein nicht, daß in Paris seit Jahren Algerier, – es sind nun schon Hunderte, – ‚verschwunden' sind, ohne daß von ihnen je wieder eine Spur auftaucht.
Offen freiheitsfeindlich wurde das Engagement der FAZ am 27. 10. 1961, als sie die Verleihung des Friedens-Nobelpreises an Luthuli folgendermaßen kommentierte: „Die Politik ist ein heilloses Geschäft, bei dem nicht einmal sicher ist, daß die Unterdrückten stets im Recht und die Unterdrücker stets im Unrecht sind."
In ihrer Darstellung des Massakers vom 1. 11. 1961 verbreitete die FAZ die Version, die Polizei habe das Feuer ‚erwidert', als sie Dutzende von algerischen Demonstranten tötete, Hunderte verwundete. Wen erinnert das nicht an die nationalsozialistische Wendung vom 1. September 1939, seit dem frühen Morgen werde ‚zurückgeschossen'? Denn wenn ein ‚Zurückschießen' nötig gewesen wäre, wie erklärt es sich dann, daß der 1. November 1961 wohl Dutzende algerischer Todesopfer forderte, aber kein französisches?

Reimar Lenz, Göttingen

Zu Brock „Das bruchlose Vorwärtstreiben", Diskus 6+7/61

Sehr geehrter Herr Brock,
gestatten Sie einem Brustschwimmer eine Bemerkung zu Ihrem bruchlosen Vorwärtstreiben. Die Schlußkategorie jeglicher Spekulation des Menschen ist die Totalität. Totalität als Hätschelname für Spekulatius, jenen appetitlichen Bastard von Kochkunst und Bildhauerei. Warum über Spekulation und Spekulanten greinen? Muß ich Ihnen Novalis unter die Nase reiben?: Perspektive kontra Spekulation, Komplex kontra Totalität, Wirklichkeit kontra Wahrheit, Christus kontra Hochstapler.
Wenn nun wirklich keiner lachen will über Sätze wie „Wahrheit außerhalb des Ganzen gibt es nicht", will ich gern der Clown sein, der mit hochgezogenen Augenbrauen und der Behauptung „es gibt kein Wirkliches ohne das an den Knöpfen hergezählte Alles" das geneigte Publikum zu poussieren versucht. Daß wir in die mahlende Zahnräder hineinheiraten müssen, soll gelten, wenn damit gesagt ist, daß „wir" Hochstapler nur an solchem Wirklichen stapeln können. Dieses Wirkliche mag komplett sein, total ist es gewiß nicht. Total ist der Ofterdingen, – wenn man ihn nicht beim Namen nennt.
So besehen zeugt es von allzu großer Delikatesse, wenn man die Wahrheit als ungeheuer schmutzige Menschenfalle verschreit, wenn sie hier doch bestenfalls ein Papierkorb ist.
Natürlich haben auch Sie recht; aber nur natürlich und nur auch.
Übrigens grüße ich Sie

Jochen Müller, Marburg/Lahn

Sehr geehrte Herren!
Ich bitte, mich aus der Liste der DISKUS-Bezieher zu streichen. Grund: DISKUS 8/9 Okt.-Nov. 1961. Dort wo Sie berichten, kann man folgen, wenn man auch einmal anderer Meinung sein kann. Das Bild Seiner Magnifizenz ist z. m. sehr unglücklich gewählt. Ihr Steckenpferd, die literar. Suite Seite 14 ist jammervoll! Effekthascherei in Wort und Bild (Fotoserie „Der tote Fisch" von Clergue, d. Red.) – erstere absurd, letztere einfach ekelhaft. Wenn Sie so weitermachen, werden Sie Ihre alten Freunde nicht behalten.

Dr. Sch., Frankfurt

●

Dem Fotografen Lucien Clergue, von dem die „ekelhaften" Fotos auf unserer letzten Lyrik-Seite stammten, wurde jüngst eine hohe Auszeichnung zuteil. Das New Yorker Museum of Modern Art stellte einige Arbeiten von ihm aus (vgl. oben Spalte 1). **Die Redaktion.**

DISKUS FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

Erscheint monatlich außer März und September.
Herausgeber: Wolf Calebow, Alexander Gockel, Hartmut Rotter, Klaus Scheunemann, Hans-Walter Siebert.
Redaktion: Alexander Gockel (Kulturpolitik), Peter K. Iden (Ausland), Malte J. Rauch (Politik), Ror Wolf (Feuilleton), Wolfgang Vogel (Mitarbeiter)
Verlagsleiter: Hans-Walter Siebert, Vertrieb: Siegfried Bartels
Redaktionsgeschäftsführer: Klaus Scheunemann
Anzeigenredaktion: Wolf Calebow. Zur Zeit gilt Preisliste Nr. 5.
Anschrift der Zeitung: Frankfurt am Main, Mertonstraße 26–28, Telefon 77 06 43 188.
Konten der Zeitung: Deutsche Bank Nr. 240 964 (Anzeigenredaktion). Dresdner Bank Nr. 121 210. Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30 158. Commerzbank Nr. 42 197 (Vertrieb).
Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion. Alle abgedruckten Beiträge sind Eigentum des DISKUS, Nachdruck nur mit Erlaubnis.
Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e. V."; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.
Abonnements zum Preis von DM 6,– jährlich (Studenten DM 3,–) nimmt der Vertriebsbeauftragte, Adresse wie oben, jederzeit entgegen.
Druck: Graphische Werkstätte Offenbach (Main), Schäferstraße 12, Telefon 8 15 18.

18. November 1961

Kein Tag der großen Zäsur. Kein 13. August. Kein 17. September. Ein ruhiger Samstag im Spätherbst. Daran gewöhnt, auch am Wochenende auf den politischen Seiten meiner Zeitung von Superbomben und „Verteidigungsberatungen" zu lesen, beginne ich vorsichtshalber auf der Frauenseite. Der Hamburger Theologe Prof. Helmut Thielicke habe vorgeschlagen, ein „pflegerisches Dienstjahr" für Mädchen einzuführen, lese ich da. Und gleich eine Reihe von Zuschriften zu diesem Thema. Ein Herr Roderich von Ungern-Sternberg beklagt die durch den Mangel an Hausgehilfen „mitverursachte Einschränkung der Kinderzahl innerhalb der das Rückgrat einer Kultur bildenden Elite". „Rückgrat einer Kultur", „Elite"?
Von der „bunten Seite" verspreche ich mir Aufheiterung. United Press berichtet vom „Bundestreffen der Arbeitsgemeinschaft deutscher Jugendherbergseltern". Ein Teilnehmer forderte dort „eine Aufhebung des Rauchverbots und der Alkoholbestimmungen für Erwachsenentagungen in den Wintermonaten. Außerdem kritisierte er das starre Schema der Bettzeit sowie die Verpönung des Jazz und der Mädchenhosen in den Jugendherbergen". Vaterlandsloser Geselle, denke ich, und: Schänder deutscher Mädchenehre. Doch ich kann beruhigt sein: „Die Herbergseltern lehnten diese Forderungen kategorisch ab". Wie schön, in einem Land zu leben, dessen Jugend solchen Schutz genießt.
Ich entdecke, daß ich bereits auf Seite 3 bin. Politik, du hast mich wieder. „In der norwegischen Hauptstadt Oslo", so springt es mir in die Augen, „kam es ... wiederum zu Demonstrationen gegen Bundesverteidigungsminister Strauß". Und etwas später lese ich: „Zu den Demonstrationen sagte er (Strauß), er habe den Eindruck, sie seien von Kommunisten gelenkt". Wußte ich's nicht? Wer gegen Strauß demonstriert, vielleicht auch noch gegen die Ausrüstung der Bundeswehr mit „modernen" Waffen, ist Kommunist, oder zumindest fellow-traveller. Peinlich wird mir bewußt, daß ich selbst gegen Strauß demonstriert habe. Ich bin ein Instrument des Kommunismus.

Frank Berger

PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE
PRESSE PRESSE PRESSE

2

Donald B. Kuspit

Die Welt in 20 Rubriken

Time steht im folgenden nicht für „Zeit" sondern für die Zeit-schrift TIME: ist Zeitbeschreiben verwandt mit Himmelsschreiben – dünn, kommerziell, atmosphärisch? Ist TIME ein Nachrichtenmagazin, wie es im Untertitel laut verkündet, oder nur ein Magazin, das eine Nachricht wert ist? Letzteres, so scheint es: nicht Information, sondern Lokalkolorit, nicht Objektivität sondern Stimmungsmache, nicht Berichterstattung sondern der Appell an Vorurteile sind die stilistischen Grundakkorde von TIME – eines Magazins, das sich an den gesicherten Mittelstand wendet, für den Politik eine reine Freizeitbeschäftigung,der status quo der unbestrittene Pulsschlag der Geschichte ist: für den die Welt wohlgeordnet und statisch ist, und dessen Denken durch Massenmedien manipuliert wird. TIME ist eines der vielen Produkte auf dem Großmarkt für geistige Konsumenten. TIME spricht seine Leser als Konsumenten an und fördert so die Supermarkt-Banalität ihres Lebens und das Erstarren ihres Gruppen-Weltbildes.

Beweis. Technik Nr. 1: der Gebrauch von Klischees. Vom amerikanischen Senat heißt es z. B., er sei „eine ehrwürdige Höhle der Winde" (18. August 1961 – alle Zitate nach der Atlantik-Ausgabe). Von Picasso heißt es, er habe „einen kurzen Anfall bourgeoiser Konformität" erlitten, Archäologen werden als „stolze Beutejäger" apostrophiert (Ausgabe vom 18. August 1961). Der springende Punkt ist, daß „die Höhle der Winde" hier keine klassische Anspielung ist, daß mit „bourgeoiser Konformität" nicht das gemeint ist, was z. B. Th. W. Adorno damit meint, daß das „Beutejagen" nicht im Zusammenhang mit kapitalistischer Ausbeutung gesehen wird. All diese öden, aber, nach der Meinung der TIME-Leute sicherlich geistreichen Phrasen, regen den Leser nicht an, sie sollen lediglich einen ironischen Grundakkord geben, eine Art ideologischen Kommentar.

Technik Nr. 2: Ironie, mit der Absicht, schwierige Themen schlichten Gemütern nahezubringen. In der Ausgabe vom 28. Juli 1961 heißt es von einer Schauspielerin: „In Houstons Film ‚Das Leben Freud's' wird sie die junge, leidende Cäcilie spielen, die erste Patientin des Subtilen Sig". „Sig" für Sigmund wie „Ike" für Eisenhower – und mit einem alliterierenden, großgeschriebenen „Subtil" – da spricht sich's leichter hin, und der Name wird nicht so ernst genommen. An anderer Stelle (ebenfalls in der Ausgabe vom 18. August) ist von Prinz Norodam Sihanouk von Kambodscha die Rede als vom „Student Prince", ein Begriff, mit dem die meisten Amerikaner die Erinnerung an ein populäres Broadway-Musical verbinden. Einer der Gründe für diese Beleidigung des Prinzen ist zweifellos der, daß er es vorzieht, neutral zu bleiben, das heißt, Rußland und Amerika gegeneinander auszuspielen – zum Nutzen seines Landes. Der geniale Trick von TIME bei einer derartigen Charakterisierung eines Politikers ist, daß es sich hier nicht nur um das Vermengen von angeblich sauberer Berichterstattung mit ei[illegible] redaktionellen Kommentar handelt, son[illegible] zugleich um eine Diffamierung jeder gewissenhaften Auseinandersetzung mit den Ideen des Prinzen. Der Prinz wird lächelnd abgetan als unbedeutender Politiker (wer ist schon bedeutend – außer den Großen Zwei?) – und dieses Belächeln ist ein weiterer Aspekt v[illegible]TIME's John-Foster-Dulles-gleicher Gewohnh[illegible] alle politischen Ereignisse unserer Zeit auf ihre Bedeutung in der Auseinandersetzung zwischen Amerikanismus und Kommunismus zu reduzieren.

Technik Nr. 3: Verleumdung durch versteckte Andeutung (stets im Rahmen der Gesetze), eine erweiterte Form von Technik 2, die darauf abzielt, den Leser von der Wichtigkeit eines Problems abzulenken, mit dem sich jemand in einer für TIME nicht plausiblen Weise beschäftigt. Diese Technik, die dazu dient, eine Idee als lächerlich, ja, absurd hinzustellen, ist vor allem für *wirkliche* Probleme reserviert, das heißt, für Probleme, von denen anzunehmen ist, daß sie die Sicherheit Amerikas oder seiner Welt beeinträchtigen und über die TIME natürlich seine feste Meinung hat. Diese Technik wird gewöhnlich gegen Intellektuelle angewandt.

Ein tragisches Beispiel für Technik Nr. 3 ist ein scheinbar harmloser Titel über einem Brief des Nobelpreisträgers und Atomwaffengegners Linus Pauling an den Herausgeber von TIME. In einem Brief den TIME in der Ausgabe vom 18. August abdruckte, erklärte Pauling, daß er „Schutzräume gegen radioaktiven Niederschlag als eine Form des Militarismus ablehne, die die Wahrscheinlichkeit eines nuklearen Krieges erhöhe". Er wandte sich gleichzeitig gegen die Behauptung von TIME, daß „nur" etwa 50 Millionen Amerikaner durch einen nuklearen Krieg getötet würden und schloß seinen Brief: „Ein massiver nuklearer Angriff würde wahrscheinlich alle töten, gleichgültig, ob es Schutzräume gibt oder nicht". TIME überschrieb diesen Brief „Für die Welt gestorben" (Dead to the world) – ein heitres, plumpvertrauliches Klischee tut die Zuschrift als eine Art Scherz ab. TIME steht amüsiert über ihr. Aber warum? Die Überschrift ist eine Mischung von Schlagzeilenkommentar und verhaltenem Zynismus. Sie soll deutlich machen, daß Dr. Pauling, der bei den B[illegible]spatrioten ohnehin unbeliebt ist, „schief li[illegible]", daß seine Meinung „weltfremd" ist, „für die Welt gestorben", daß Dr. Pauling nicht ernst zu nehmen ist.
Technik Nr. 4: die alle anderen gleichsam überwölbt: der Gebrauch von Schleppnetz-Kategorien, mit deren Hilfe sich alles Zeitgeschehen unter Ein-Wort-Epitaphe su[illegible]mieren läßt (das heißt unter eine der Haup[illegible]briken jedes Heftes) oder unter schlagzeilenähnliche Etikettierungen. TIME zufolge läßt sich alles irdische Geschehen in eine der folgenden Kategorien einordnen (Inhaltsverzeichnis der Ausgabe vom 18. August 1961): Kunst, Bücher, Wirtschaft, Film, Erziehung, Die Hemisphäre (als gäbe es nur eine), Briefe, Medizin, Meilensteine (das heißt: die Grabsteine des status quo), Modernes Leben (das heißt: Anpassung an die bestehenden Verhältnisse und die Fähigkeit dazu), Musik, Personalien (von Leuten, die genug Lärm gemacht haben um Beachtung zu verdienen), Religion, Wissenschaft, Show Business (die Aufeinanderfolge dieser letzten drei wirkt dank ihrer unmittelbaren Nachbarschaft, wie eine ironische wechselseitige Glossierung), Sport, TIME-Bewertungen (Kurzinformationen über Filme, Fernsehprogramme, Theater-Inszenierungen, „Beste Bücher" und „Bestseller"), Die Welt, eine Titelgeschichte und Die USA. Und dies Woche für Woche, bis zum Ende aller Zeiten. Da bleibt nur die Hoffnung aufs Jüngste Gericht. Hier ist jeder Kommentar überflüssig. Jedem, der nicht ganz und gar manipuliert ist, wird sofort klar sein, wie trügerisch der Anspruch auf Vollständigkeit ist, der hier von TIME konstruiert wird. TIME rubriziert und etikettiert, auf daß seinen bourgeoisen Lesern, die die Welt gern mit ihren Maßstäben messen, das Nachdenken erspart bleibe. Diese Techniken oder Tricks, wie man will, laufen hinaus auf ein Durchreflektieren des Zeitgeschehens und eine Zensur für den Leser. Er braucht nur den sprachlichen Babybrei zu löffeln, um seine „Meinung der Woche" intus zu haben. (Es gibt in Amerika einen „Book-of-the-Month-Club", warum nicht auch einen „Meinung-der-Woche-Club"?) Was also ist TIME wert – und wir wissen schließlich alle: „time is money"? Ein komischer Wert liegt zum Beispiel darin, daß TIME die Ewigkeit zum Platzen bringt: nur die jeweilige Woche ist von Bedeutung. Etwas diesseitiger gesehen, wirft TIME Streiflichter auf die USA, die für Soziologen und andere Kuriositätensammler von Interesse sind. Als Kommentar über Sitte und Moral der Amerikaner ist TIME – ohne eigene Absicht – von unschätzbarem Wert. Hier findet man oft großartige Äußerungen über den „American Way of Life". Zum Beispiel in einem Artikel über künstliche Blumen (in der Ausgabe vom 18. August 1961): „Wir nennen sie niemals ‚künstliche Blumen' ", sagte ein Blumenhändler, „wir nennen sie ‚Dauerblumen'. Das klingt besser". Oder in einem anderen Artikel der gleichen Ausgabe unter der Rubrik „Religion" über einen Mann, der vier Gewehre in seinen Atombunker mitnehmen will, für den Fall, daß Nachbarn versuchen sollten, sich während der Gefahrenzeit in seinen Bunker zu flüchten. „Nichts in der christlichen Ethik" sagte Dwyer, „verwehrt einem das Recht, sich selbst und seine Familie zu schützen".
In einer Buchbesprechung in der Ausgabe vom 18. August bemerkt TIME, daß „die meisten der zahllosen Afrikaromane eine Paraphrase von Schlagzeilen, einen Schuß Sozialkritik und eine eingeflickte Romanze" bieten und moniert ihre Oberflächlichkeit. Wenn wir diese Feststellung auf TIME übertragen, indem wir es als eine Art Fortsetzungsroman über die Welt in wöchentlichen Lieferungen betrachten, können wir von TIME dasselbe sagen. Alle Nachrichten in TIME sind nur Zugabe zu den Markenartikelanzeigen. TIME ist vom gleichen Holz wie Gehirnwäsche und Propaganda.

Diskus Dokumente

„So sehr sich die Mannen um den Westberliner Hauptkriegshetzer Brandt auch anstrengten, so sehr ihre bezahlten Schreiberlinge sich Krokodilstränen über die Maßnahmen der Regierung der DDR vom 13. August dieses Jahres abpreßten – die sozialistische Kampfgemeinschaft der Genossen der Volksarmee, der Kampfgruppen und der Volkspolizei schützt unsere Grenzen in Berlin und legte die Wühl- und Störtätigkeit der Westberliner Ableger der imperialistischen Agenten- und Diversionszentralen lahm."
(„Wissen und Leben", Oktober 1961, Urania-Verlag Leipzig/Jena/Berlin)

●

Die O.A.S. droht einem Professor der Sorbonne
Der folgende Brief, den Salans Organisation an Georges Gurvitch, Professor für Soziologie an der Sorbonne, geschrieben hat, ist bezeichnend für den „Geist", der in den Reihen der Ultras herrscht. Professor Gurvitch ist geborener Russe und seit 1928 französischer Staatsbürger. Er hat den Krieg 1939/40 in vorderster Front mitgemacht, an der Universität Straßburg und – nach Verlassen Frankreichs aus politischen Gründen – von 1941 bis 1945 an der Harvard- bzw. an der Columbia-Universität gelehrt. Gurvitchs Patriotismus hat seine Wurzeln eher im geistigen Frankreich, in der „France éternelle", das jetzt von den „plastiqueurs" bedroht ist.
Hier der Wortlaut des Briefes, der in der Wochenschrift „L'Express" erschienen ist:

Paris, den 6. 11. 61

Monsieur,
Zum zweitenmal innerhalb weniger Tage finden wir Ihre Unterschrift unter einem Algerien betreffenden Text, und zwar neben den Unterschriften der Schwartz, der Sartre und anderer Unterzeichner des „Manifestes der 121", die unlängst in besonders schändlicher Weise – denn sie hatten ja nichts oder kaum etwas zu befürchten – die französische Jugend zur Gehorsamverweigerung und zur Fahnenflucht aufgerufen haben, ungeachtet der schrecklichen Gefahren, die ihr damit drohten.

Wir lassen es einfach nicht zu, daß SIE sich hier einmischen,

SIE, Franzose erst seit einigen Jahren (seit 1938, wenn wir richtig informiert sind), in Wirklichkeit
EIN ZUGEREISTER, der aus der hintersten Ecke des Schwarzen Meeres kommt,
und dazu noch JUDE,
EWIGER JUDE, der mit dem Bettelsack durch alle Länder Europas gezogen ist,
FLÜCHTLING, der während des Krieges in Amerika saß, statt in den Widerstand zu gehen und zu kämpfen, wie es viele unserer Landsleute getan haben – Sie Feigling, ewiger Feigling.
Das elementarste Gefühl der Zurückhaltung, der leiseste Anstand hätten Sie davon abhalten müssen, sich in Dinge einzumischen, von denen Sie absolut nichts verstehen – Sie Zugereister, Jude und Flüchtling! ! ! –, Dinge, die nur den guten Franzosen angehen. Wenn Sie (wie andere auch) das Ende des Algerienkrieges wollen, dann sagen Sie es doch lieber den Fellaghas, den Halsabschneidern, die morden und Frauen vergewaltigen. Aber dazu brauchten Sie ja etwas Mut; das bringen Sie nicht fertig, Sie dreifacher Feigling!
SIE konnten NICHT SCHWEIGEN: Sie werden für Ihre Frechheit und Schamlosigkeit büßen.

Die O.A.S. sorgt schon dafür.
O.A.S., Section Paris, R. G.

Studienbeihilfen

für den technischen und wissenschaftlichen Nachwuchs der Bundeswehr und Bundeswehrverwaltung

Der Bundesminister für Verteidigung gewährt zur Förderung geeigneten technischen und wissenschaftlichen Nachwuchses Studienbeihilfen.

1. **Welcher Personenkreis kann Studienbeihilfen erhalten?**

   Studierende an Technischen Hochschulen,
   Universitäten,
   Medizinischen Akademien
   und Musikhochschulen.

   Bei der Studienförderung werden folgende Fachgebiete berücksichtigt:

   Bundeswehrverwaltung

   A. **Beamtenlaufbahn für den höheren technischen Dienst**

   Fachrichtung Wehrtechnik:

   I. Maschinenbau
   Fachgruppen:
   a) Waffenbau
   b) Kraftfahrwesen
   c) Schiffsmaschinenbau und Schiffbau
   d) Flugtriebwerkbau

   II. Elektrotechnik
   Fachgruppe:
   Fernmeldetechnik und Elektronik

   III. Feinwerktechnik und Optik

   IV. Flugzeugbau

   B. **Beamtenlaufbahn für den höheren Wetterdienst:**

   Meteorologie
   Geophysik
   Physik

   Bundeswehr

   A. **Offizierlaufbahn für technische Verwendung im Truppendienst:**

   Allgemeiner Maschinenbau
   Schiffbau und Schiffsmaschinenbau
   Flugzeugbau (Aerodynamik, Triebwerke und Ausrüstung)
   Kraftfahrzeugtechnik
   Allgemeine Elektrotechnik
   (Fernmeldetechnik bzw. Starkstromtechnik)
   Hochfrequenztechnik
   Bauingenieurwesen
   Chemie

   B. **Offizierlaufbahn des Sanitätsdienstes:**

   Medizin
   Pharmazie

   C. **Offizierlaufbahn des Militärmusikdienstes:**

   Musikstudium für Dirigenten

   D. **Offizierlaufbahn des militärgeographischen Dienstes:**

   Geodäsie

2. **Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein?**

   Deutsche Staatsangehörigkeit,
   Ableistung des Grundwehrdienstes (Ausnahmen sind möglich),
   Nachweis der Vorbildung für die Aufnahme eines Studiums bzw. Vorlage von Zeugnissen über bisherigen Studienerfolg,
   Abgabe einer Verpflichtungserklärung, nach Abschluß des Studiums als Soldat oder Beamter in der Bundeswehr oder Bundeswehrverwaltung mindestens 8 Jahre Dienst zu leisten. Auf diese Mindestzeit wird bei Ärzten die Medizinal-Assistentenzeit, bei Apothekern das Kandidatenjahr angerechnet.

3. **Wann setzt die Studienförderung ein?**

   Mit Beginn des Studiums.
   Wird die Studienbeihilfe im Verlauf des Studiums beantragt:
   Mit Beginn des Semesters, in dem der Antrag eingeht.

4. **Wie lange wird die Studienbeihilfe gewährt?**

   Bis zum Ende der für die Hochschulausbildung vorgeschriebenen Mindestzeit, einschließlich der üblichen Prüfungszeit. Die Studienbeihilfe kann über diese Zeit hinaus gewährt werden, wenn sie für eine gründliche Ausbildung nicht ausreicht.

5. **Woraus besteht die Studienbeihilfe?**

   a) 150 DM Unterhaltsbeitrag je Monat im ersten und zweiten Semester, 175 DM ab drittem Semester. Der Unterhaltsbeitrag wird auch während der Semesterferien gezahlt. Er erhöht sich auf 225 DM im ersten und zweiten Semester und auf 260 DM ab drittem Semester, wenn die besuchte Hochschule nicht am ständigen Wohnsitz des Studierenden liegt. Der erhöhte Betrag wird in den Semesterferien weitergezahlt, wenn das Studium am bisherigen Studienort fortgesetzt wird.

   b) bis zu 200 DM Studiengebühren pro Semester.

   c) 150 DM Zuschuß für Lernmittel pro Semester. Bei teilweiser oder vollständiger Lernmittelfreiheit ermäßigt sich dieser Betrag; er unterschreitet jedoch nicht 100 DM pro Semester.

6. Wie werden Studierende, die eine Studienbeihilfe erhalten haben, nach Abschluß ihres Studiums eingestellt?

   In der Bundeswehrverwaltung:

   als Regierungsbaureferendare
   (Laufbahn des höheren technischen Dienstes)
   als Wetterdienstreferendare
   (Laufbahn des höheren Wetterdienstes)

   In der Bundeswehr:

   als Hauptleute
   (Truppendienst und militärgeographischer Dienst)
   als Stabsärzte bzw. Stabsapotheker
   (Sanitätsdienst)
   als Oberleutnante (Militärmusikdienst)

7. **Wohin sind Anträge auf Gewährung einer Studienbeihilfe zu richten?**
   Bei Verwendung in der Bundeswehr:

   An das Kommando der Freiwilligenannahme der Bundeswehr, Köln 1, Richartzstraße 2, Postfach 988.

   Bei Verwendung in der Bundeswehrverwaltung:
   An das Bundesministerium für Verteidigung, Bonn, Ermekeilstraße 27.
   Einzelheiten über Laufbahnen, Verwendung, Aufstiegsmöglichkeiten, Besoldung usw. erfahren Sie aus den einschlägigen Merkblättern.
   Anforderungen richten Sie bitte an die oben genannten Anschriften.

politische bücher

Schwarz-rot-goldenes Kaleidoskop

X-mal Deutschland in 63 Kapiteln, auf 521 Seiten und von tausend Aspekten, dargestellt jeweils als Porträt oder Abziehbildchen. Deutschland von **A**bstinenz bis **Z**weiter Bildungsweg. Deutsche von Adenauer über Enzensberger bis Georg August Zinn.
„Genau genommen handelt es sich um 6mal Deutschland" erklärt Rudolf Walter Leonhardt im Vorwort seines neuen Panoramabuches:
X-mal Deutschland, ein Band in der Reihe „Panoramen der modernen Welt", 521 Seiten, Leinen DM 19,80, R. Piper & Co. Verlag München.
Das Buch ist als Querschnitt angelegt, – als Spiegel, preist der Waschzettel. Eine fingierte Rahmenhandlung (fünf Ausländer reisen mit dem Autor durch Deutschland) packt die Daten und Probleme in warme Worte ein. Dies, die aufgelockerte Typographie, die Kürze der Kapitel, ein flotter Stil machen das Buch leicht lesbar. Noch leichter für den, der zehn verschiedene Zeitungen kennt und liest, denn hier wurde mit Bienenfleiß ein Kompendium aller wichtigen Informationen zusammengetragen, die „unsere heutige Situation" zeichnen. (Lieferanten u. a.: das Allensbacher Institut für Demoskopie sowie das Feuilleton der ZEIT, dessen Leiter Leonhardt ist.)
So erfährt der e i f r i g e Zeitungsleser nichts Neues, wer aber, wenn überhaupt, nur BILD liest (oder die FAZ), kann hier in kurzer Zeit Versäumtes nachholen. Er erfährt dabei, wie es beim „kleinen Durchschnittsmann" zugeht, daß es ein „Hochschulproblem" gibt, wie man Professor werden kann (z. B. per membrum virile, welches aber wiederum nicht der Grund ist für die rapide Abnahme der Virginalität unter Studentinnen). Soziologie wird getrieben, z. B. die des „Dollpunktes" (womit Leonhardt die deutschen Ressentiments und andere fremdwortfixierte Erscheinungen zusammenfaßt und liebenswürdig, verniedlichend, abbauen will), Parteipolitik (CDU 11 S., SPD 8 S.), Deutschlandpolitik, Weltpolitik. Dazu gibt es das Neueste aus Berlin (13. August 1961) und aus den Nacktbädern auf Sylt.
Der Spiegel, den der Verfasser seinen Lesern im westlichen Deutschland vorhält ist ein etwas blinder Facettenspiegel. Keine große Gesamtschau, keine tiefgründige Analyse. Nichts wird Struktur, alles bleibt oberflächiges Abbild. Ein Gemisch aus Zeitkritik und Reiseführer. Aber alles sauber, aufgeschlossen, ohne bürgerliche Vorurteile – jedoch auch ohne jede Schärfe. Besänftigende Kritik. Nachdem die „Judenfrage" besprochen ist, wird ein guter Schoppen „Mosel" getrunken.
Muß ein Deutschlandbuch 1961 so aussehen? Etwas spiegelt „X-mal Deutschland" jedenfalls: die einzige Möglichkeit, den Deutschen einen Spiegel vorzuhalten – in den sie auch hineinschauen. Denjenigen, die beißende Kritik oder radikale Analyse bevorzugen, müssen ja die Augen nicht erst geöffnet werden. Herr Jedermann aber, der nur BILD oder FAZ liest, wird manches gute, bitternötige Wort, eingerahmt in unzählige nichtige „aber interessante" Informationen, einfach mitlesen müssen.
So begegnet der Bürger seiner pluralistisch vielgestaltigen – und „jedes Ding hat seine zwei Seiten" – Welt. Er sieht sich mittelmäßig, unkonturiert – wie er ist und wie er sich sehen will. Kann es schönere Harmonie geben? In allem nur ein wenig toleranter und vorurteilsfreier als der vermutliche Leser gibt sich R. W. Leonhardt in „X-mal Deutschland" nach dem Rezept der Pädagogik: Lob wirkt günstiger als Tadel.

Carl Reiner

Schelsky und Humboldt

Der Münsteraner Soziologe Schelsky ist in der letzten Zeit verschiedentlich durch pointierte Stellungnahmen zur sogenannten Bildungsreform hervorgetreten, so in „Anpassung oder Widerstand? Soziologische Bedenken zur Schulreform" (Quelle und Meyer, 1961) oder in dem Essay „Wie baut man neue Universitäten" (FAZ vom 14. 10. 1961). Die vorliegende Arbeit wendet sich gegen die Verfälschung der Humboldtschen Universitätsidee „aus Unkenntnis oder wider besseres Wissen". Solche Urteile haben Schelsky den Ruf des „großen Zerstörers" eingetragen, ein Ruf, der ihm freilich angesichts der drittklassigen Peinlichkeit unserer Sonntags-Reformer nur zur Ehre gereichen kann.
Man würde Schelsky fürchterlich mißverstehen, hielte man ihn für einen konservativen Kämpfer für das Verbleiben Humboldts auf dem Podest. Worum es ihm geht: Humboldt vor dem „Unverständnis d i e s e r Interpreten" zu schützen. Die heutige Universität, die sich in jedem Atemzug auf ihren „Kirchenvater" berufen zu müssen glaubt, hat in Wirklichkeit die eine wesentliche Hälfte der von Humboldt konzipierten Idee der Universität verraten, „nämlich die soziale Vorstellungswelt, die mit ihr verknüpft ist".
Die Aktualität der von den Geschichtsklitterungen befreiten Berliner Universitätsidee ist bestürzend: „Freiheit der Humboldtschen Universität ist Freiheit von der Berufsausbildung" und nicht die reduzierte Freiheit der korporativen Selbstverwaltung, die das 19. Jahrhundert daraus gemacht hat. Die soziale Polemik jenes Freiheitsbegriffes richtete sich gegen das Interesse des Staates auf Ausbildung von „Staatsdienern". Heute erwarten „Wirtschaft und Gesellschaft" diese Berufsausbildung. Auch die Gegner Humboldts sind die gleichen geblieben: Auf der einen Seite damals wie heute eine „im Zunftwesen erstarrte Universität", die sich darauf beschränkt, Wissensstoff „gedächtnismäßig-passiv" zu vermitteln. Auf der anderen Seite „aufklärerische Pädagogen"; die die „Aufhebung der Universitäten und ihre Umgliederung in Spezialhochschulen" verlangen. Auch das kommt uns heute bekannt vor.
Damals war man allerdings ehrlicher. „Die geistige Neukonzeption war die einer Erziehung als sittlicher Grundeinstimmung des Lebens an Hand der Wissenschaft, die sich im Kern als Philosophie verstand." Wenn Schelsky dagegen die Spezialisierung des „Gelehrtentums", die Technisierung der Forschung und die Verwissenschaftlichung aller Praxis ins Feld führt, so wird man zugeben müssen, daß diese Tendenzen neue Probleme aufwerfen. So sehr der Rezensent auch der historischen und soziologischen Diagnose Schelskys beipflichtet, seinem Vorschlag zur Therapie kann er nicht folgen. Wenn Schelsky „den immer noch möglichen Raum der Bildung in Freiheit und Einsamkeit" a u ß e r h a l b der Universität sieht, weil er den „naiven" Glauben an die universale und synthetische Funktion der Philosophie verloren hat, so kann diese – sicherlich ehrliche – Resignation nicht überzeugen, da er seiner eigenen Disziplin – der Soziologie – eben diese Funktion – „wissenschaftlich integrierend zu wirken" (auf Seite 6) – zuweist.

Alexander Gockel

Helmut Schelsky: Einsamkeit und Freiheit. Zur sozialen Idee der deutschen Universität. Münster, Aschendorff 1960. 32 Seiten, geh. DM 1,50.

DISKUS WETTBEWERB NR. 1

Die Namen der großen englischen Zeitungen und Wochenblätter haben einen guten Klang in der ganzen Welt. Dies weniger auf Grund ihrer Eigenwerbung oder der eines British Council: die Times, der Guardian, der Observer oder New Statesman machen eine Zeitung, die sich nach den klugen Köpfen unter den Lesern richtet. Eine Probe davon, wie klug diese klugen Köpfe nun wirklich sein können, wie witzig, gebildet und großzügig, geben neben den Leserbriefen u. a. die ‚Week-end Competitions', bei denen zwar keine Volkswagen, keine Reisen nach Mallorca zu gewinnen sind, wohl aber kleine Preise, die den siegreichen Gebrauch der geistigen Waffen symbolisch honorieren, und den Spieler im Leser ansprechen sollen.
Eine gute Einrichtung zu übernehmen, hat noch niemandem geschadet; wir nehmen diese Anregung aus England um so eifriger auf, da unsere Vorstellungen von dem anzusprechenden Publikum den oben erwähnten nicht unähnlich sind. Doch bevor wir die DISKUS-Leser auffordern am DISKUS Wettbewerb Nr. 1 teilzunehmen, noch ein Musterbeispiel aus dem New Statesman: Die ‚Competition Nr. 1632 by Gavin Russel' hatte die Leser aufgefordert, „ein Kündigungsschreiben einer der folgenden einzusenden: einer der zwölf Apostel; ... des Lord Chamberlains; Allen Dulles; ... Atlas." R. Kennard Davis schrieb für Atlas:

„Mein lieber Zeus, seit unzähligen Aeonen habe ich die undankbare Last dieses Globus getragen. Ich hab es jetzt satt. Ich beklage mich nicht über den Rheumatismus in meiner Schulter auch nicht über die Monotonie des Jobs, irgendwie muß man ja durch die Unendlichkeit hindurchkommen; auch nicht über den Mangel an Gelegenheiten zur Tändelei, die du so reichlich genießt. Solange es die Sache wert war, mußte es jemand machen! Aber die Welt ist jetzt mit scheußlichen Kreaturen verseucht. Sie ehren weder dich noch irgendeinen anderen Gott. Statt daß sie ihre Differenzen mit Speeren erledigen – wie anständige Leute – schlachten sie sich im großen aus der Entfernung. Sie lügen und betrügen, sie geben an mit der Freiheit und kriechen vor den Unterdrückern, sie quasseln von Zivilisation und benehmen sich wie Wilde. Bitte nimm mein Kündigungsgesuch an. Ich möchte das ganze Pack in den Abgrund werfen."

L. G. Udall schrieb die Kündigung des Apostel Thomas:

„Lieber Petrus, bitte verstehe, daß meine Zuneigung für Dich durch mein Vorgehen in keiner Weise berührt wird, aber ich muß Dir mitteilen, daß ich von meiner Apostel-Stelle zurücktrete. An unserem Herrn habe ich keine Zweifel. Seit „Haec Petra", welches nicht Deine Schuld war, bitte verstehe mich da richtig, gibt es einen ungesunden Geist der „Nachfolgefrage". Du wirst mir rechtgeben, das ist Gotteslästerung. Ich habe das Gefühl, daß man dem am besten entgegentreten kann, wenn jeder aufbricht dahin wo ihn der Heilige Geist leitet um Gottes Werk zu tun. Wenn wir das nicht tun, dann sehe ich aus unserer kleinen Gruppe einen riesigen Apparat entstehen, der hochgradig organisiert ist und kleinmütig versucht den Rockzipfel Gottes zu ergreifen."

DISKUS WETTBEWERB Nr. 1
Schreiben Sie für ein Schulbuch des Jahres 2000 einen kritischen Beitrag über eine der folgenden Zeitungen aus den sechziger Jahren: Bild; F. A. Z.; Der Spiegel; Christ und Welt; DISKUS (höchstens 120 Worte)

Unterirdische Unruhe in Universitäts-kreisen

Die inzwischen beinahe historisch gewordene Empfehlung des Wissenschaftsrates, drei bis vier „neue" Universitäten zu gründen, hat in wenigstens 24 Städten zu vorbereitenden Planungen geführt. Die Mahnung des gleichen Gremiums hingegen, „die an den bestehenden Hochschulen offensichtlich nicht zum Zuge kommende geistige und institutionelle Hochschulreform" in den Neugründungen „sozusagen exemplarisch" durchzuführen, scheint in Vergessenheit geraten oder politisch umgemünzt worden zu sein. Wenn der Münsteraner Soziologe Prof. Schelsky von „unterirdischer Unruhe" in Universitätskreisen spricht, weil sich die Kulturverwaltung befugt fühle, die „inhaltliche Gestalt" der neuen Hochschulen zu bestimmen, so hat die Universität durch ihr Schweigen in den letzten Jahren das Eingreifen der Politiker geradezu herausgefordert. Zu welchen Thesen sich allerdings unsere Kulturpolitiker versteigen können, zeigt unser Bericht.

■

BREMEN möchte die Universität bauen, die nach Meinung des Wissenschaftsrates in Norddeutschland fehlt. Die Bremer Universitätsdenkschrift von Dr. Rothe ist zwar der erste vollständige Plan für eine Neugründung, die Verwirklichung scheint aber vorläufig zu scheitern, weil die Borgward-Pleite der Stadt Bremen einiges Geld kosten dürfte.

Kritische Beobachter sind hierüber gar nicht betrübt. Der Rothe-Plan läßt sich zwar lang und breit über außerwissenschaftliche Erziehung in Wohnheimen durch musische Tätigkeiten und Sport sowie über die Einübung demokratischer Spielregeln aus, über eine Reform des Wissenschaftsbetriebes hingegen findet man recht wenig.

Der Gründungsausschuß zählt 13 hervorragende, völlig arbeitsüberlastete Lehrstuhlinhaber. Da nach Meinung Prof. Raisers, Präsident des Wissenschaftsrates, die nötigen Reformen nur aus der jüngeren Generation zu erwarten sind, fragt man sich, ob es sich überhaupt lohnt, auf die Ergebnisse dieser Kommission zu warten.

Nachdem es zunächst hieß, das Land Niedersachsen erwäge eine Beteiligung – auch an den Kosten –, sind diese Pläne nun gescheitert. Ob sich der Bremer Senat wohl über die Zusicherung der niedersächsischen Landesregierung freut, man wolle dennoch bei Verhandlungen auf Bundesebene das Bremer Projekt nicht stören?

Nordrhein-Westfalen hat Geld, dazu einen Ministerpräsidenten, der nicht nur von Kulturhoheit der Länder r e d e t, sondern auch das Nötige tun will. Die Landesregierung wird in BOCHUM eine „Ruhr-Universität", eine Technische Universität gründen. Die Entscheidung, eine Universität in Bochum zu errichten, kam nicht nur für Dortmund überraschend, das sich seit langer Zeit um eine Universität oder Technische Hochschule bemüht. In Bochum kann man erfahren, daß die Stadt sich erst auf Anregung der Landesregierung beworben habe, der aufgefallen sei, welch vorzügliches Gelände die Stadt anzubieten habe. In DORTMUND erhält man diese Geschichte anders. Dort beruft man sich vor allem auf Expertengutachten, die das Dortmunder Grundstück für geeigneter halten. Ein Blick auf die Stadtpläne und eine Geländebesichtigung scheinen dies zu bestätigen, aber man ist ja schließlich nur ein Laie.

Bei einer Besichtigung des Universitätsgeländes wurde nordrhein-westfälischen Studentenvertretern bereits gezeigt, wo diese oder jene Fakultät bald aus dem Acker wachsen werde. Woher das Stadtbauamt das schon weiß, ist nicht zu erfahren. Die Betriebsamkeit ist groß. Vor allem werden Grundstücke, die noch nicht in städtischem Besitz sind, aufgekauft.

Von der Neugründungskommission des Ministeriums, die aus ebenso respektablen Gelehrten besteht wie die Bremer, hörte man bisher nur, daß die Konzeption der Landesregierung, ingenieurwissenschaftliche Fakultäten in die Universität einzugliedern, bejaht werde. Prof. Schelsky spricht von „unterirdischer Unruhe in Universitätskreisen", weil Kultusminister Schütz verkündet hat, die neue Universität werde „möglicherweise weltanschaulich bestimmte Lehrstühle evangelischen und katholischen Charakters umfassen". So kann man nur hoffen, daß hier theologische Lehrstühle gemeint waren.

■

KONSTANZ (sprich lieber Ulm, sagt Professor Baumgarten) soll Universitätsstadt werden. Am Anfang stehen in Baden-Württemberg die markanten Worte des Kultusministers Storz: Es gibt drei Typen von Universitäten, nämlich die Kapazitätsuniversität, die College-Universität und die Forschungsuniversität. Kultusminister Storz will in Baden-Württemberg eine Forschungsuniversität bauen. Er denkt an eine Universität für höhere Semester, die nur eine beschränkte Anzahl von Studenten aufnimmt. „Eine Universität für Studienstiftler", sagen seine Feinde.

Obwohl Ministerpräsident Kiesinger sich für Konstanz entschieden hat, arbeiten im Kultusministerium zwei Abteilungen über Standortprobleme, von denen eine ULM hofiert, die Konkurrenz in Schwaben. Für Konstanz wird ins Feld geführt, es liege im Zentrum eines alten Kulturraumes, vor den Toren der Stadt biete sich ideales Gelände für einen Forschungscampus an. Vor allem aber geht die Rede, Ministerpräsident Kiesinger habe die Südbaden-Frage lösen wollen.

Leider hat die Sache einen Haken. Der Herr Paulsen vom BdA nämlich ist auch für Konstanz, weil das den Plänen, den Hochrhein industriell auszubauen, sehr förderlich wäre. Denn Forschung und Industrie klingen gut zusammen. Der industrielle Ausbau des Hochrheins verstimmt aber hinwiederum die Badenser sehr. Man sieht, man darf die Dinge nicht zu einfach sehen.

Im Zusammenhang mit Ulm hört man oft die Redewendung, „die rührige Stadtverwaltung betreibe ja recht eifrig ihre Pläne". Sie verweist auf das rege kulturelle Leben der Stadt. Raumplaner haben errechnet, daß inmitten des Städtevierecks Würzburg, Stuttgart, München, Nürnberg 2,2 Millionen Menschen ohne Universität wohnen. Die entsprechende Abteilung im Kultusministerium wird die Argumente ohne Zweifel prüfen.

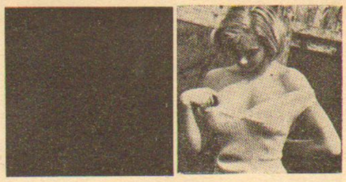
■

Ein Problem für Bayern ist die katastrophale Überfüllung der Universität MÜNCHEN. Für eine zweite Universität in München oder Umgebung sprechen sich die bayrischen Studenten aus. Man argumentiert, die Anziehungskraft Münchens „als Stadt und als kulturelles Zentrum" sei zu groß, als daß Neugründungen in Regensburg oder Ulm hier Abhilfe schaffen könnten. Karl Jaspers hingegen bezeichnet eine zweite Universität in München einfach als Schildbürgerstreich.

Für REGENSBURG spreche die „Atmosphäre" und der „geschichtliche Hintergrund". Weiter hört man, daß es ein kulturelles Bollwerk gegen den Osten sein könne und müsse. „Nur hier kann die Tradition der ältesten deutschen Universität Prag wieder aufgenommen werden" (Denkschrift der Stadt). Aber man sollte sich durch diese „Argumente" nicht irre machen lassen, denn für Regensburg spricht natürlich das „rege" kulturelle Leben. Statistische Untersuchungen lassen nach Meinung des Kultusministeriums ferner hoffen, daß eine Universität in Niederbayern ländliche Bevölkerungsschichten ermuntern könnte, ihren Kindern eine Universitätsbildung angedeihen zu lassen. SPD und FDP haben eilfertig zugestimmt.

Was aus der Münchener Studentenmisere werden soll, steht im Augenblick nirgends zur Diskussion. Der große Jaspers [illegible] ja gesagt, eine zweite Universität in München wäre ein Schildbürgerstreich.

George Müller



PROF. D. THIELICKE:

. . auch eine reform

Der scheidende Rektor der Hamburger Universität, Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Thielicke, überraschte bei der Rektoratsübergabe mit einem Vorschlag zur Reform der Hochschulen, der durch seinen Gedankenflug in die Geschichte unseres Universitätslebens einzugehen verdient.

„Die Überfüllung unserer Universitäten", kündete Magnifizenz Thielicke, „könnte ein entlastendes Ventil dadurch erhalten, daß analog der militärischen Dienstpflicht für die männliche Jugend ein pflegerisches Dienstjahr für die weibliche Jugend eingeführt wird" . . . „Wenn ich die Scharen unserer Kommilitoninnen in den Hörsälen überblicke und gleichzeitig den verzweifelten Ruf der Krankenhäuser nach Schwestern und kinderreicher Familien nach Hausgehilfinnen vernehme, so erscheint mir das als ein alarmierendes Mißverhältnis. Was die Situation unserer Familien anbelangt, so fürchte ich verheerende Konsequenzen sehr elementarer Art: daß nämlich gerade die Vertreter von Kulturberufen – darf ich es einmal ganz ungesichert ausdrücken – daß gerade die begabten Leute kaum größere Familien zu gründen wagen, weil sie wissen, daß sie samt ihren Frauen einen unverhältnismäßig großen Teil ihrer Zeit in der Küche und beim Staubsaugen vertun müssen" . . . „Für unsere Studentinnen und ihre Altersgenossinnen aber, denen diese Rede vielleicht hart eingeht, habe ich noch einen Trost parat, der sie vielleicht mit diesen Postulaten ein wenig versöhnt: daß diese Zeit in der Gesamtökonomie ihres Lebens ja wahrlich nicht verloren ist, sondern daß sie am Krankenbett und in den Haushalten das lernen, was sie bei einer eigenen Familiengründung brauchen" . . . „Die Universität, so glaube ich, würde ihre Kommilitoninnen mit besserem Gewissen willkommen heißen, wenn sie so ausgewiesen wären und mit diesem Fundus ihr Studium begännen".

Fortsetzung unten

Unterirdische Unruhe und ihre Gründe

Seit 1945 gehört das Thema Hochschulreform zum unerläßlichen Repertoire akademischer Festredner und auf das Programm gewichtiger Arbeitstagungen. Erstaunlich ist jedoch, daß der Fülle offizieller Bekenntnisse, der Empfehlungen und Gutachten berufener Wissenschaftler und Kommissionen (z. B. der Westdeutschen Rektorenkonferenz) nur recht bescheidene Fortschritte gegenüberstehen. Und das um so mehr, als hinter den meisten Vorschlägen nicht „irgendwer" steht, sondern Persönlichkeiten und Institutionen als Autoren zeichnen, die innerhalb und außerhalb der Universität hohes Ansehen genießen.

Dieses merkwürdige Phänomen erhellt eine empirische Untersuchung, die in der Öffentlichkeit starke Beachtung gefunden hat. Grundlage dieser Arbeit sind nämlich die Antworten von 138 Hochschullehrern in Bonn, Frankfurt, Heidelberg und Kiel, die geschulte Interviewer in den Jahren 1953–55 ermittelten. Zu jener Zeit lehrten an den genannten Universitäten etwa 1000 Personen, von denen 14 Prozent nach dem Zufallsprinzip in die Stichprobe einbezogen wurden.

Diese Professoren waren aufgefordert worden, zu Fragen Stellung zu beziehen, die damals – wie auch heute noch – die Universität bedrängen: Massenbetrieb, Kontaktmangel, das Fehlen von hochqualifiziertem Nachwuchs und damit zusammenhängend, daß viele junge Wissenschaftler die akademische Laufbahn meiden.

Die Antworten verarbeitete man in der Auswertung unter den Aspekten: Studienmotive, Studentisches Gemeinschaftsleben und Selbstverwaltung, das Verhältnis Dozent–Student; weitere Kapitel sind Aufgabe und Zielsetzung der Universität, den Nachwuchsproblemen und den Meinungen der – mit drei Ausnahmen männlichen – Befragten zum Thema: die Frau als Studentin und als Dozentin gewidmet.

Diese Aufzählung vermag nur einen dürftigen Einblick in die Thematik dieser umfangreichen Studie zu geben, die – mit dem Instrumentarium der empirischen Sozialforschung erarbeitet – durch viele Originalzitate aus den Interviews belegt wurde.

In jedem Kapitel wird der Bezug zu anderen Befragungsthemen – durch signifikante Korrelationen exakt nachzuweisen – aufgezeigt. So erfahren wir, um ein Beispiel zu bemühen, im Abschnitt „Universität und Frau", daß diejenigen Befragten, die weibliche Hochschullehrer kategorisch ablehnen, auffallend häufig auch Befürworter des traditionellen Verbindungswesens sind.

Die Angersche Untersuchung zeigt, daß die wesentliche Problematik der heutigen Universitätsmisere einer Mehrzahl der befragten Hochschullehrer durchaus bewußt ist. Sie zeigt aber auch, daß die Universität als Institution, vertreten durch die Gesamtheit des Lehrkörpers – und nicht nur durch eine aufgeschlossene, zahlenmäßig geringe Elite, wohl kaum die Kraft zu einer Reform „von innen" aufbringen dürfte. Dafür finden sich zu viele Zeugnisse von Ratlosigkeit, Resignation oder gar selbstbewußter Zufriedenheit. Letztlich ist diese Untersuchung Bestätigung dafür, daß eine Universitätsreform aus der korporativen Selbstverwaltung heraus nicht zu erwarten ist (Schelsky). Vielleicht gelingt so etwas wie eine Reform, wenn die zur Zeit betriebenen Neugründungen nicht als ein Abklatsch des Bestehenden, sondern als mutige Reformexperimente betrieben werden.

Gunther Kurtz

Hans Anger: Probleme der Deutschen Universität. Bericht über eine Erhebung unter Professoren und Studenten. Tübingen 1960.

THIELICKE: 2. TEIL

Das sind einige Kernsätze der Adhortatio des Professors Thielicke. Den Zwischentext bilden Exkulpationen diverser Höhenlage. Ferne liege es ihm, sagt der Universitätsreformer Thielicke, einen „antifeministischen Affekt" zu manifestieren, noch ferner, „ein Philister erster Ordnung zu sein", „um den jungen Menschen, der seinen Weg nach der Reifeprüfung überlegt und den Weg des geringsten Widerstandes wählt" . . . „zu verübeln, daß er diesem Ziel entgegenstrebt", nämlich dem Honnefer Modell. „So sehr die Politik und nun schon ganz besonders die Wirtschaftspolitik gut daran tut, sich mit dem menschlichen Egoismus zu verbünden und ihn als höchst dynamischen Motor vor ihren progressus zu spannen, so scheinen wir heute die Grenze dieses Prinzips vor Augen zu haben."

weggenossen oder Opfer des Dritten Reiches

„Man kann nicht länger daran vorbeigehen, daß die korporierten Studenten einen großen Teil der Studentenschaft ausmachen und als einer ihrer Bestandteile selbstverständlich auch Bestandteil der Gesamtkörperschaft der Universität sind", bemerkte 1959 eine Hamburger Studentenzeitung (konkret 21/59). In der Tat: im SS 1961 waren 42 Prozent der männlichen Studierenden Mitglieder eines Traditionsverbandes. Die gleiche Zeitschrift folgert daraus: „man würde etwa erkennen, von welcher Blindheit die generelle Gegnerschaft gegen alles, was einer Verbindung angehört, ist."
Wie dem auch sei: Die Renaissance der Korporationen nach dem Kriege ist eine Tatsache und – ein wenig beliebtes Thema in der heutigen Studentenpresse. Totschweigen, kritiklose Parteinahme oder eine sich selbst genügende Polemik können sicherlich auf Beifall rechnen. Ob unser Versuch, das Thema „Coleurstudenten 1961" ohne viele „generelle" Klischees und Pauschalurteile abzuhandeln – in mehreren systematischen Beiträgen, derartigen Beifall finden wird, wissen wir nicht. Zwei historische Darstellungen (es folgt: Die Korporationen und die Weimarer Republik) sollen als Auftakt die Diskussion versachlichen.
Der Autor unseres heutigen Beitrages ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Studentengeschichte und Hochschulkunde, Würzburg. Die fettgedruckten Zitate haben wir der Folge „Die Hochschulen im Dritten Reich" (DIE ZEIT, Nr. 12–15/61) entnommen. Ihr Verfasser, Dr. phil. Dieter Sauberzweig, ist Geschäftsführer der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Die Redaktion

■

Waren die Korporationen Steigbügelhalter Hitlers und Totengräber der Weimarer Republik? Für viele politisch interessierte Zeitgenossen ist das eine feststehende Sache und sie reagieren unwillig, wenn man nach Einzelheiten fragt. Was heißt schon: d i e Korporationen? Man wird kaum von einer einheitlichen politischen Linie der vielleicht rund tausend Einzelkorporationen sprechen können, die man Anfang der dreißiger Jahre an den deutschen Hochschulen zählte, – und zu denen auch einige Dutzend jüdische Korporationen gehörten – wohlgemerkt schlagende und farbentragende! Sollen auch sie in ein Pauschal-Urteil einbezogen werden?
Es hat überhaupt wenig Sinn, in diesem Zusammenhang von den Einzel-Korporationen zu sprechen. In die Hochschulpolitik (und in die große Politik) griffen viel eher die zentralen Zusammenschlüsse ein, die Korporationsverbände. Man wird diese Anmerkungen nicht als Haarspalterei abtun können, – erfordert doch ein solches Thema, wenn schon abschließende Aussagen nicht möglich sind, wenigstens größtmögliche Präzision.
Denn was sich bisher ermitteln ließ, sind nur Umrisse. Nicht nur „Loyalität" gegenüber dem Dritten Reich, sondern auch hartnäckiger Widerstand ist zu verzeichnen. Freilich dürfte erst eine gründliche Durchforschung der Archive, die noch viel Zeit in Anspruch nehmen wird, eine wissenschaftlich-abgerundete Darstellung ermöglichen. Eine solche soll auch hier nicht vorgetäuscht werden.

■

In der 1919 von der Heimkehrergeneration gegründeten „Deutschen Studentenschaft" haben die großen Korporationsverbände zweifellos eine dominierende Rolle gespielt, – nicht zuletzt verursacht durch die Interesselosigkeit des nicht organisierten Teils der Studentenschaft, der sogenannten Freistudenten. Aber zwischen den großen Verbänden gab es Rivalitäten, die aus dem Tauziehen um den Verbandsvorsitz oder dem entscheidenden Einfluß herrührten. Im Laufe der Jahre hatte sich ein gewisser Turnus herausgebildet, doch jede Gruppe wachte eifersüchtig über ihre Prärogativen. Nach außen hin mochte der Eindruck einer geschlossenen Front entstehen, intern gab es Differenzen am laufenden Band.
Die sich seit 1926 an den Hochschulen bemerkbar machenden Gruppen des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes (NSDStB) erstrebten von Anfang an eine intensive Einflußnahme auf die Hochschulpolitik. Naturgemäß mußten sie dabei – zumindest anfangs – mit den Korporationsverbänden in Konflikt geraten, – weniger mit anderen rivalisierenden politischen Gruppen. Kommunisten, Sozialisten, Liberale oder Zentrumsstudenten hatten wenig Einfluß auf das Geschehen in der „Deutschen Studentenschaft". Den Nationalsozialisten kam das zustatten! Im Sommer 1931 konnten sie bei den AStA-Wahlen über 55 000 Stimmen buchen.

Jedenfalls konnte Hitler im Herbst 1931 erklären: „Wenn eines mich an den Sieg unserer Bewegung glauben läßt, so ist es der Vormarsch unserer Bewegung in der Studentensschaft".

Man fragt, wer diese NS-Listen gewählt hat, die Korporationsstudenten oder die Freistudenten? Bedenkt man, daß damals die Korporationen vielfach eigene Listen aufstellten (und nicht wenige Sitze errangen) und daß sich ihre Mitglieder sicherlich verpflichtet fühlten, die eigenen Kandidaten zu wählen, so kommt man nicht an der Annahme vorbei, daß sich das Wähler-Reservoir der Nationalsozialisten weitgehend aus den Freistudenten rekrutiert haben muß. Natürlich haben auch Korporierte die NS-Listen gewählt – es gab offene Listenverbindungen zwischen NSDStB und Korporationen, – aber das Gros der NS-Stimmen konnte nicht aus dieser Richtung kommen.

■

Gleichzeitig hatte sich der NSDStB eine planvolle Unterwanderung der Korporationen zur Aufgabe gemacht, ein Beginnen, dem die Verbindungen nicht allzuviel Widerstandskraft entgegenzusetzen hatten. Die gegenseitigen Beziehungen veränderten sich so fast von Semester zu Semester und von Hochschule zu Hochschule. Nach Hitlers Wahlsieg vom September 1930 bemühten sich weite Kreise des völkischen Waffenstudententums um ein hochschulpolitisches Stillhalte-Abkommen, während die katholischen Verbände ihren Mitgliedern die Zugehörigkeit zu den NS-Formationen untersagten, freilich nicht verhindern konnten, daß es zahlreiche Überläufer gab.

Innerhalb der Studentenschaft zeichneten sich bald zwei große Lager ab: Auf der einen Seite fanden sich die zur Weimarer Republik stehenden politischen Gruppen mit den katholischen Verbindungen zusammen – jedenfalls in ihrer Ablehnung gegenüber den Nationalsozialisten –, auf der anderen Seite verbündeten sich die Waffenstudenten trotz warnender Stimmen in ihren Reihen mit den Nationalsozialisten.

Beim Deutschen Studententag 1931 entstanden dann heftige Auseinandersetzungen, schließlich mußten die Verbände den Vorsitz einem Nationalsozialisten überlassen, der sich ihm genehme Korporationsstudenten zu Mitarbeitern erkor. Aber der Kompromiß hielt nicht lange vor. Im Frühjahr 1932 kam es zu einem offenen Bruch zwischen NSDStB und den meisten Verbänden. Kleinere Gruppen (Turnerschaften, VDSter und Sängerschaften) schwankten zwischen Option für den NSDStB und Einschwenken in die allgemeine Verbändelinie. Der Kampf blieb den ganzen Sommer 1932 über unentschieden.
Im Herbst schlossen sich die maßgeblichen Verbände unter Führung der Deutschen Burschenschaft zu einer „Hochschulpolitischen Arbeitsgemeinschaft" (HoPoAg) zusammen, die eine klare Frontstellung gegen die Alleinherrschaft des NSDStB in der Studentenschaft auf-

Diese Einigkeit währte jedoch nicht lange. Es ist bezeichnend, daß die Kandidatur Hitlers gegen Hindenburg in den Reichspräsidentenwahlen von 1932 der Anlaß zu den Verstimmungen war. Das Auftreten Hitlers gegen den Feldmarschall verletzte das konservativ-nationalistische Denken der völkischen Gruppen. Außerdem verstärkte sich die Befürchtung, die Nationalsozialisten könnten, einmal zur Macht gelangt, die Selbständigkeit der Korporationen antasten. Anstatt sich nun aber, was die einzige richtige Konsequenz gewesen wäre, mit den demokratischen Gruppen zu verbünden, konstituierten die völkischen Verbindungen 1932 eine eigene Arbeitsgemeinschaft und setzten sich sowohl von den Republikanern als auch von den Nationalsozialisten ab. Aber das alles war zu spät, um den Gang der Dinge aufzuhalten.

zubauen suchte. Aber es fehlten die Kösener Corps, die – peinlich um politische Neutralität bemüht – es aber andererseits geraten hielten, Kontakte mit dem NSDStB aufzunehmen. Bei den AStA-Wahlen im Wintersemester 1932/33 erlitten dann die Nationalsozialisten entscheidende Verluste. Man hatte in der Studentenschaft seine ersten negativen Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen „Führerprinzip" gemacht.

■

Hitlers Ernennung zum Reichskanzler stellte nun diese mühsam zustandegekommene Selbstbesinnung der Verbände wieder in Frage, wenn es auch der NSDStB hinnehmen mußte, daß er noch in diesen Tagen eine schwere Niederlage bei den AStA-Wahlen in Rostock einstecken mußte.
Doch im gleichen Jahr machte die Verabschiedung eines neuen, nach NS-Prinzipien konzipierten Studentenrechts die Vorrangstellung der NS-Studenten bei der „Führung" der Studentenschaft nahezu unangreifbar: Schwierigkeiten entstanden allerdings im NSDStB selbst wegen der Frage, welche der Parteigliederungen nun den größten Einfluß haben solle.
Noch Ende März und Anfang April hatten beide Seiten, Hochschulpolitische Arbeitsgemeinschaft und NSDStB, sich um eine Beilegung der Streitigkeiten, die seit Jahresfrist schwelten, bemüht. Aber der Führer der Deutschen

Was wirklich gespielt wurde, merkten die Studentenverbände erst, als es zu spät war . . . Man kommentierte das (von NS-Seite) mit den Sätzen: „Wir wissen, daß viele dieser Verbindungen einst auch revolutionären Zielen anhingen und daß sie damals wesentlich mithalfen, Neues und Gutes für Volk und Vaterland zu erringen. So wie sie einst aber mithalfen, Überlebtes zu überwinden, so müssen sie heute, als wiederum überlebt, Neuem weichen."

Studentenschaft, der als Hochschulpolitischer Inspekteur des NSDStB und als Studentenreferent im Reichsinnenministerium wichtige Positionen in einer Hand vereinte, war nicht geneigt, den Gegnern von gestern die Hand zu reichen. Das Berliner Büro der HoPoAg wurde Ende April von einem SA-Trupp besetzt und durchsucht. Viel hätte nicht gefehlt und ein um das (alte demokratische) Studentenrecht verdienter ehemaliger Führer der Deutschen Studentenschaft wäre von SA-Leuten erschossen worden, als er die Polizei zu Hilfe holen wollte. Zwar hatten die Korporationen in der neugebildeten „Bündischen Kammer", einem Ersatz für den von den Nazis abgeschafften AStA, eine Art Vertretung in der Studentenschaft erhalten, – aber dabei ging es weniger darum, ihnen Rechte zu übertragen, – sondern vielmehr ihnen Pflichten (Wehrsport, Arbeitsdienst usw.) aufzuerlegen. Hohnvoll erklärte damals der preußische Kultusminister Rust: Das neue Studenten r e c h t muß man eher als Studenten p f l i c h t bezeichnen.
Mit Hilfe dieses „Rechtes" wurde alsbald in die Korporationen und in die Verbände hinein regiert. Der NSDStB konnte dabei auf Sympathisanten und Mitläufer in den Verbänden rechnen. Ging es nicht auf diese Weise, scheute man nicht davor zurück, mit Auflösung und Einsetzung von Kommissaren zu drohen. Rudolf Heß, Hitlers Stellvertreter, berief Anfang Mai eine eigene „Gleichschaltungskommission" für die Korporationsverbände, die mit Geschick und Elan an die Arbeit ging.
Zuerst mußte die Konkurrenz der Stahlhelm-Studenten ausgeschaltet werden, dann wurde eine neue Bundesordnung für den Waffenring verabschiedet, dessen Sympathien man sich durch eine vorläufige Freigabe der Mensur verschafft hatte. Die radikale Durchsetzung des Arierparagraphen stieß allerdings in unerwarteter Weise auf Widerstand mancher Altherren-Kreise; schließlich mußte Hitler ein Machtwort sprechen, – zugunsten der Halb- und Vierteljuden in der Altherrenschaft!
Auch in der Bereitschaft, die Verbandsführung bewährten Nationalsozialisten zu übertragen, konnte man große Unterschiede feststellen. Bei einigen Verbänden waren die maßgeblichen Positionen bereits seit langem in den Händen von Parteigenossen. Die Deutsche Burschenschaft, die noch im März den NS-Studenten große Schwierigkeiten gemacht hatte, verfiel auf den Ausweg, einen in der studentischen Wehrsportarbeit bewährten Alten Herrn zum Führer zu bestellen, – was allerdings von alten, traditionsbewußten Burschenschaften nur unwillig hingenommen wurde. Der Kösener SC-Verband, dessen Vorstand sich glücklich mit dem NSDStB arrangiert zu haben glaubte, erlebte böse Überraschungen, als bei seinem Pfingstkongreß allein drei Abgesandte auftraten, von denen sich jeder als alleinbevollmächtigter Parteisprecher ausgab. Das Dilemma konnte erst in Hitlers Vorzimmer durch Intervention des Staatssekretärs geklärt werden, der bedeutungsvoll mitteilte, es sei allein Sache der Corps, sich ihren Führer zu suchen. Dieser wurde dann in der Person eines Hamburger Rechtsanwaltes gefunden, der seit zwei Jahren Parteigenosse war.
Weil Robert Ley, Reichsführer der Arbeitsfront und Alter Herr einer Jenaer Sängerschaft, von Jena aus eine Neuauflage der burschenschaftlichen Bewegung starten wollte, wurde er von Hitler zurückgepfiffen: Der Wingolfs-Bund aber geriet in eine Krise, weil er auf den Aufruf von Ley hin eine Umorganisation vorgenommen hatte, die dem NSDStB nicht zusagte, – was die Bestellung eines eigenen Gleichschaltungskommissars zur Folge hatte.
Gestützt auf Weisungen der Bischöfe hatten die katholischen Verbände jede Mitgliedschaft in NS-Organisationen verboten, ein Verbot freilich, das angesichts der abwartenden Haltung von Kurie und Episkopat ohne letzte Wirkung bleiben mußte. Schlimm erging es dem CV, der bereits im Vorjahr Kämpfe mit Parteigenossen in den eigenen Reihen erlebt hatte: erst nach zweimaligem Führungswechsel kam eine „Gleichschaltung" zustande, wobei sich innerhalb des Verbandes schwere Kämpfe abspielten.

Aber auch für die Studenten gilt das, was schon über die Professoren gesagt werden konnte: Einzelne Gruppen hielten auch weiter zusammen und wurden hier und da zu Zentren des Widerstandes gegen das Regime.

Nach Abschluß dieser Gleichschaltungsphase gerieten die Führer der Deutschen Studentenschaft und des NSDStB derart in Streit miteinander, daß Hitler selbst eingreifen mußte, um wieder „geordnete" Verhältnisse herzustellen. Die Führung der Deutschen Studentenschaft hatte nämlich versucht, mit Hilfe des allmächtigen SA-Stabchefs Röhm den NSDStB-Führer auszumanövrieren, – ein Vorgang, der geeignet ist, die Machtkämpfe auch zwischen

den einzelnen Parteigliederungen deutlich zu machen, eine Situation, in der jeder jeden bekämpfte.
Bereits am Ende des Sommersemesters war den Korporationen unerwartete Hilfe zuteil geworden: der Reichsinnenminister selbst hatte eingegriffen, um Forderungen nach noch radikalerer Umgestaltung der Korporationen zu unterbinden. Gerade in diesem Augenblick kam

Viele studentische Verbände beendeten ihre Arbeit nun von sich aus, um einer gewaltsamen Auflösung zu entgehen.

es im Lager der großen Verbände selbst zu derartigen Zerwürfnissen, so daß noch nicht einmal der Anschein einer geschlossenen Front vorhanden war. Zwei Jahre später, im Herbst 1935 lösten sich folgerichtig die meisten Verbände mehr oder weniger freiwillig auf: das war die Quittung dafür, daß weiteste Kreise von Aktivitas und Altherrenschaft im Sommer 1933 bereit gewesen waren, sich „loyal" dem Dritten Reich zur Verfügung zu stellen, der Katzenjammer kam zu spät – und nicht unverdient.

Merke: „Die Ereignisse von 1933 und 1945 hätten spätestens bis 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat (Erich Kästner)."

Hans Schlömer

Schöne Freiheit

Verhaftungen, Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, Eingriffe in das Privateigentum und Beschneidung der Rede- und Meinungsfreiheit sind keine angenehmen Begleiterscheinungen eines Universitätsstudiums. Aber diese Praktiken des kommunistischen Gewaltregimes in Pankow sind für die rund 2300 afro-asiatischen Studenten an den Universitäten der sowjetischen Besatzungszone zu einer heilsamen Lehre geworden, seit sie nach dem 13. August an ihnen selbst expliziert worden sind.

Es hatte mit der Einziehung der internationalen Reisepässe begonnen. Wenn die Studenten aus den Entwicklungsländern auch dafür besondere Ausländerausweise ausgehändigt erhielten, bedeutet diese Maßnahme für sie eine erhebliche Einschränkung der Bewegungsfreiheit: sie dürfen seitdem ihre Universitätsstädte nicht mehr ohne Sondergenehmigung verlassen. Als sie in offenen Diskussionen energisch dagegen protestierten, daß man die Kontakte zu den in der Bundesrepublik studierenden Landsleuten unterbinden wollte, kam es zu zahlreichen Verhaftungen. „Festgenommen wegen Widerstandes gegen das Staatsschutzgesetz und wegen Verstoßes gegen das Paßgesetz sowie wegen Verbreitung westlicher Propaganda-Lügen", hieß es in den Verhaftungsprotokollen des Staatssicherheitsdienstes.
So ist es inzwischen zu einer Flut scharfer Proteste der Afro-Asiaten an ihre sogenannten Betreuungsstellen, vor allem aber an ihre Heimat-Regierung gekommen. Den Funktionären der SED und der FDJ war es außerordentlich peinlich, als daraufhin der ägyptische Kulturattachée in Warschau nach Berlin und in die verschiedenen Universitätsstädte reiste, um sich an Ort und Stelle von seinen Landsleuten berichten zu lassen. Die Funktionäre wußten ihm gegenüber keine bessere Entschuldigung für ihre rigorosen Maßnahmen als: „Es konnte nicht geduldet werden, daß die Gaststudenten laufend ‚staatsfeindliches' Material erhielten, über das sie dann mit ihren DDR-Kommilitonen diskutierten."
Viele der bisher in der SBZ studierenden Afro-Asiaten haben selbst die Konsequenz gezogen und erklärt, sie würden in Prag ihr Studium fortsetzen, wo voraussichtlich noch in diesem Jahr eine „Hochschule für Studenten aus den Entwicklungsländern" eröffnet werden soll. Erst diese eindeutige Entscheidung der Studenten selbst hat Pankow hellhörig werden lassen. Eine Erhöhung der Stipendien für die Studenten aus den Entwicklungsländern soll nun die Diskriminierung vergessen machen. akd

Prager Impressionen neunzehn hunderteinundsechzig

REINER DIEDERICH

Wer als 'deutscher Student nach Prag fährt, muß sich rechtfertigen. Und was ist mit Dieter Koniecki? Wir haben gefragt. Der freundliche Professor, der uns alle seine Assistenten und im Seminar sogar die „Neue Zürcher" vorzeigte, wurde kühl. Die Gerichte der CSR verurteilen niemanden ohne Beweis! Wo ist der Beweis, warum wird er so ängstlich gehütet? Spionage, meint der Sekretär der Gesellschaft für Internationale Beziehungen. Hinweise auf den Fall Frenzel, der bei uns im Gerichtssaal verfolgt werden konnte, nützen nichts. Informationen werden versprochen, nur um der lästigen Frage zu entgehen. Das ist der unerfreulichste Eindruck. Hätte man Ihnen gleich ... warum fahren Sie erst ... hätte man Ihnen ... warum fahren ... hätte man ...

■

Unmöglich, in drei Tagen eine Hauptstadt kennenzulernen, die noch dazu in einer anderen Welt liegt. So anders ist die Welt gar nicht. Strip-tease gibt es auch. Tachismus gibt es auch. Volle Schaufenster gibt es auch. Nur hängt der Kopf Chruschtschows im Bonbonladen. Einfach süß – ach ja, Teenager gibt es auch, sie treten aber (wie alle Leute hier) recht bescheiden auf. Bescheiden nennen Sie das, denken Sie doch mal, Atmosphäre der Angst, der Unterdrückung! Tut mir leid, kann nach dreitägiger Erfahrung nicht damit dienen. Die Prager Atmosphäre ist eher noch ein bißchen k. u. k. Im Kaffeehaus kassiert der Zahlkellner. Nach Franz Kafkas Grab befragt, sagt der Wärter beleidigt: „Sie meinen D o k t o r Franz Kafka." Werke von ihm sind seit ein paar Jahren in der CSR erhältlich. Auch hierin unterscheidet sie sich vorteilhaft von der DDR, die in Prag viel Propaganda macht. Von Propaganda ist sonst wenig zu spüren. Sie muß nicht einen niedrigen Lebensstandard und den Terror übertünchen. „Wir wenden keine Gewalt an. Wir überzeugen. Natürlich gibt es noch Reaktionäre und Bürgerliche. Sie werden aussterben."

■

Herr S. vom Staatlichen Reisebüro hat uns zu „betreuen". Sein Name bedeutet auf österreichisch so viel wie Trottel, Pantoffelheld. Das ist Herr S. beileibe nicht. Er liest gerne Hašek. Er erzählt: Wenn er nachts Hašek liest, nimmt er sich vor, nicht zu lachen. Doch dann kann er nicht anders, er muß laut lachen, weckt die Nachbarskinder auf, die dünnen Neubauwände ... Herr S. war als Fremdarbeiter in Deutschland. Herr S. liebt den Fußball. Einmal in der Woche geht er zum Gitarrenabend. Seine Frau fährt einen Moskwitsch. Herr S. hat fünf Stunden lang den vollen Wortlaut der sechsstündigen Rede Chruschtschows auf dem Moskauer Parteitag studiert. Er freut sich über die Verdammung Stalins. (Östliche Version von: „Wir haben nichts gewußt!") Einen Stalin wird es nicht mehr geben. Aber wenn die heutige Führung Fehler macht, woran erkennt man das? „Das erkennt man später". Leider immer zu spät, denn trotz „innerparteilicher Demokratie" fehlt jede wirksame Kontrolle. Herr S. ist aber für das Regime. Warum? „Es geht uns besser denn je". Erst kommt der Konsum, dann die Ideologie. Vertraute Töne. Herr S. bekennt: „Mein Sohn ist jetzt eingezogen worden. Er würde wissen, wofür er kämpft." Herr S. versteht nicht, daß der Glaube an die gute Sache gerade das Hauptübel ist.

■

Prag. Eine schöne alte Stadt, gotisch-barock, mit vielen Arkaden, Winkeln und Durchgängen. Die Neubauten fesseln weniger. Mechanisch kommt es von den Lippen der Stadtrundführerin: Dies ist das Gebäude des Soundso-Komitees. Über den Hradschin weiß sie mehr, sie erklärt sogar die Zunftwappen im Rathaus: Adam und Eva, Wappen der Töpfer, da Adam aus Lehm gemacht wurde. Könnte mit ebensolcher Logik das Wappen der Fleischer sein, weil Eva bekanntlich aus einer Rippe ... Scherzen Sie nicht, Sie befinden sich im Ostblock, denken Sie an die internationale Lage. Sehr ernst, weiß ich. In Prag reden aber alle Leute von Frieden. Sie reden mit ähnlicher Naivität vom Frieden wie bei uns alle Leute von Freiheit reden (anstatt frei zu reden). Nie mehr werden diese Vokabeln auf die Wirklichkeit angewendet. Abends, beim Wein, zwei Arbeiter: „Adenauer ist ein ... Er will Krieg. Wir sind doch alle Menschen. Auf die Brüderschaft des deutschen und tschechischen Volkes!" Ja wenn das so einfach wäre.

■

Die Grabsteine auf dem alten jüdischen Friedhof sind wild gewachsen. Das Ghetto war eng, für die Toten wenig Platz, so wurden sie übereinander begraben. Für die Toten der KZs war noch weniger Platz, ihre Namen schrieb man an die Wände der neuen Synagoge. – Theresienstadt. Gelblich getünchte Häuser in der „Kleinen Festung". Über einem Torbogen: Arbeit macht frei. Von außen wirkt alles sehr proper. In den Häusern die Holzgestelle, auf denen Menschen schliefen. Ein Waschraum ohne Wasseranschluß, nur für Kommissionen gedacht. Das Schwimmbecken, das sich die Tochter des Kommandanten anlegen ließ. Hinter dem nächsten Wall der Hinrichtungsplatz. Theresienstadt war ein Durchgangslager zu den Gaskammern von Auschwitz und Treblinka. – Lidice. Wurde als „Vergeltung" für den Mord an Heydrich von Einheiten der SS, der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes zerstört. Nur wenige Frauen und Kinder überlebten. Heute ist Lidice wiederaufgebaut. Am Mahnmal liegen große Kränze aus der DDR. Kein Kranz aus der Bundesrepublik, dem „Hort des Faschismus und Militarismus". Im Kulturhaus ißt die FDJ-Delegation zu Mittag. Plötzlich ein dreifaches „Hip-hurra!", irgendein Anlaß. Deutsche im Ausland, in Lidice. „Gruß an Lidice ... und werden wir für den Frieden kämpfen! Die Magdeburger Arbeiterinnen." Selbst hier hören die Phrasen nicht auf.

■

In unseren Unterhaltungen spielen sie keine Rolle. Man glaubt die Furcht vor einem „deutschen Revanchismus", gerade weil das Schlagwort nie fällt. Was bei der Vertreibung der Deutschen geschah, wird verurteilt und dem (leider verständlichen) Haß zugeschrieben. „Aber eins muß klar sein. Die Deutschen werden das Sudetenland nicht mehr zurückbekommen." Außer durch Krieg, den niemand will. Die völkerrechtlichen Ansprüche Deutschlands sind überdies nur bei den Oder-Neiße-Gebieten einigermaßen begründet, wenn auch nicht weniger utopisch. Wir sollten auf die Ansprüche verzichten, solange noch irgendetwas damit zu erreichen ist. Aha, Sie wollen also deutsches Land verkaufen! Stimmt nicht. Erstens ist das Land bereits nicht mehr deutsch. Zweitens handelt es sich nicht um Verkauf, sondern um eine Geste der Verständigung mit dem Ostblock? Mit einigen Ländern, die im Krieg Deutschlands damalige Auffassung vom Völkerrecht kennenlernten. Diplomatische Beziehungen wären ein Anfang. Aller Anfang ist schwer. In Bonn ist er besonders schwer, weil man sich dort schon wieder auf das Ende vorbereiten zu müssen glaubt.

Paulskirchenaura

Eine rege Aktivität entfaltet in jüngster Zeit der Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) mit dem Ziel, die deutsche Studentenschaft p o l i t i s c h in Erscheinung treten zu lassen. Wie in Bonn bekannt wurde, hat der Vorstand des VDS zu Vorbesprechungen bereits zweimal die Vertreter der studentischen Verbände nach Bonn eingeladen. Das erste dieser „Verbändegespräche" soll bereits am 29. Oktober stattgefunden haben, das zweite am 12. November. Der Delegiertenrat des Verbandes hatte sich bereits zuvor mit entsprechenden Gedanken auseinandergesetzt.
Wie es heißt, sollen von seiten der Verbandsspitze in der letzten Zeit mehrfach politische Konzeptionen entwickelt worden sein, die, ausgehend von einer Kritik der deutschen A u ß e n p o l i t i k neue Wege der auswärtigen Politik weisen wollen. Offenbar erstrebt der Verband eine p o l i t i s c h e O f f e n s i v e in den Entwicklungsländern, an der die Studenten einen starken Anteil haben sollen. Eine im Hinblick auf dieses Ziel für den 8. Dezember in der Frankfurter Paulskirche geplante Großveranstaltung der Studenten ist inzwischen wieder abgesagt worden. Der VDS war in der Verfolgung seiner Pläne auf Widerspruch gestoßen. So war zu erfahren, daß die Katholische Deutsche Studenten Einigung (KDSE) einen Abbruch der Zusammenarbeit mit dem VDS in dieser Sache beschlossen hat. Trotz der Bemühungen des VDS um Vertraulichkeit ist inzwischen ein Teil der Vorgänge in der Öffentlichkeit bekannt geworden. Ferner sollen sich weitere Verbände vom Vorgehen des VDS zurückgezogen haben. In Bonn betrachtet man daher zunächst die „Verbändegespräche" als gescheitert.
Dennoch wird das Gespräch über eine außenpolitische Konzeption der Studentenschaft weitergeführt. Als Forum solcher Diskussion nennt man in Bonn eine lockere Arbeitsgemeinschaft vor allem der politischen Studentenverbände sowie Fachtagungen des VDS. Schließlich dürften entsprechende Pläne außerhalb der offiziellen Tagesordnung auch in der Evangelischen Akademie Loccum diskutiert worden sein, die vom 17. bis 21. November ein Seminar über „Die Hochschule neuen Typs" abhielt.
Inzwischen wurde bekannt, daß der VDS für den 25. und 26. November in Blankenberg ein internes Rundgespräch mit einer Gruppe ausgesuchter Experten des Verbandes durchgeführt hat, von dem man vermutet, daß es dieser Materie gewidmet sein soll. sp

Film · Die gefrorene Rêverie

CHRISTIAN CRULL'

I
Titel: LETZTES JAHR IN MARIENBAD
Regie: Alain Resnais
Drehbuch und Dialoge: Alain Robbe-Grillet
Kamera: Sacha Vierny, Musik: Francis Seyrig
Orgel: Marie Louise Girod
Schnitt: Henri Colpi, Jasmine Chasney
Bauten: Jacques Saulnier
Kostüme: Bernhard Evein
Masken: Alexandre und Elyane Marcus
Darsteller: Giorgio Albertazzi, Delphine Seyrig, Sacha Pitoëff u. a.

II
Die Kunst der bewegten Bilder, deren einziger Sinn bebilderte Bewegung, in Licht und Zelluloid gefaßtes Handeln zu sein scheint, löst sich in LETZTES JAHR IN MARIENBAD vom Trauma der Distanz. Das konventionelle Verhältnis Autor–Betrachter, Leinwand–Publikum wandelt sich. Der Betrachter wird aus der Passivität herausgerissen und Mit-Autor, ohne dessen Aktivität das Ganze leblos bleibt.

III
Analog zur Technik des „nouveau roman" gibt sich LETZTES JAHR IN MARIENBAD dem Konfusen hin, das die filmischen Sequenzen beherrscht. Chronologie, zeitlicher Ablauf des Geschehens existiert nicht. Das Konfuse der

Bildfolgen ist nicht Mangel, sondern Schlüssel zu etwas Neuem: der filmischen Schilderung eines Augenblicks.

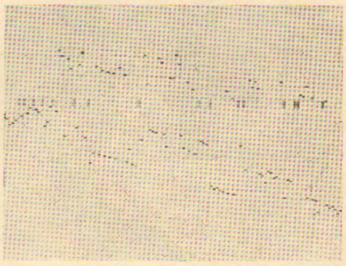
„LETZTES JAHR IN MARIENBAD erscheint mir wie die Dokumentation einer Statue" sagt der Drehbuch-Autor Alain Robbe-Grillet, erstarrte Bewegung, die im Augenblick der Geburt gefriert. Diese Betonung des Momentanen schließt die Forderung nach Eliminierung des Begriffes Zeit ein. Die Handlung von LETZTES JAHR IN MARIENBAD ist nichts weiter als die Demonstration eines Augenblicks mittels eines dreiundneunzig Minuten langen Filmbandes. Der Regisseur Alain Resnais erklärte in Venedig, daß neben der Zeit auch der Raum ohne Existenz sei: deshalb könne es weder ein LETZTES JAHR noch ein MARIENBAD geben. Tatsächlicher Schauplatz sind der kalte Rokokoprunk des Schloßes Nymphenburg und der symmetrisch à la française gegliederte Park des Schloßes Schleißheim, die beide zusammen im Film zu einem anonymen internationalen Luxushotel verwandelt sind.

Hier vor der Kulisse einer Gesellschaft, die sich ohne Verbindung zur Realität, beziehungslos in sich selbst ergeht, entwickelt sich die Studie eines Augenblicks. „Die ganze Geschichte ist schon beendet, vorbei, geschlossen in wenigen Sekunden" sagt eine weibliche Stimme zu Beginn. Dermaßen eingeengt flieht die Handlung in die Tiefe

IV
Drei Personen stehen im Zentrum: Der Mann X, die Frau Y und der Fremde Z. Z versucht die Frau an eine gemeinsame Vergangenheit zu erinnern, LETZTES JAHR IN MARIENBAD, als beide sich liebten. Dieses suggestive Überzeugen von seiten des Fremden, das der Frau durch die Säle und Treppen des Schloßes folgt, entwickelt sich vor fetzenhaft wiedergegebenen Gesprächen der Hotelgäste, deren Zeichnung dunkel bleibt, konturlos, die sich nur einig sind in der Bewunderung eines Spiels, das der Mann X immer gewinnt.
Die Grenzen zwischen Gedachtem und Erinnertem, zwischen durch Sprache und Gestus Suggeriertem und Wirklichem sind fließend, Bildfragmente vergangener, künftiger und gegenwärtiger Ereignisse blenden sich ein, um dem Ganzen die konfuse Struktur eines Augenblicks zu geben.

V
Die Kamera taucht in die Tiefe des Bewußtseins, versucht die Ebenen zu ergründen, auf denen sich das Geschehen lokalisiert. Lange Fahrten, durch subtiles Schneiden aneinandermontiert (verbunden mit einer neuen Behandlung des Filmmaterials: einzelne Sequenzen werden auf verschieden getöntes Material kopiert) zeigen mit Vorliebe Details, Zeichen des Dekors, um zu interpretieren.

Lange Flure, folgen auf Flure, münden in wieder neue Flure, sind – in tiefenanalytischer Sicht – Schächte in das Unterbewußte. Das Ganze gleitet in die Diffusität des Traums. Traumhaft werden Bewußtseinsschichten deut-



lich, vergehen. Menschen mit Schatten stehen in einer Welt ohne Schatten, in einem Park, dessen schattenlose Bäume und Skulpturen auf das zweite dunkle Bild des Menschen blicken.

Die „Cahiers du Cinéma" weisen nicht ohne Grund auf die archetypischen Vorstellungen hin, die Resnais und Robbe-Grillet vom Unterbewußten haben, und die nur mit Traumanalyse, einer analytischen Deutung der Rêverie geklärt werden können.

VI
Vor dieser Position werden jegliche Bezüge zur Realität absurd. Der ausgelotete Moment, jener geringe Zeitabschnitt, Fragment und Ganzes zugleich, widersteht im Grunde jeglicher Auslegung. Er öffnet sich nur eigener Erfahrung. Diese ins Filmische umzusetzen, gäbe allerdings Neues bezuglos zu LETZTES JAHR IN MARIENBAD!

buchkritik

Was ist Wirklichkeit

Zunächst: Der Rezensent erklärt, endlich etwas gefunden zu haben, das er noch lieber und anhaltender liest, als Lexika: unten angezeigte Werke.

Sodann: Nur einen ersten, aber sehr nachdrücklichen Hinweis wollen wir hier auf Heissenbüttels Textbücher geben. An gleichem Ort wollen wir demnächst in einer ausführlichen Studie versuchen, uns an die Heissenbüttelschen Texte heranzuarbeiten. Die Texte verlangen von uns diese Arbeit. Wir können uns nicht erinnern, jemals zuvor mit gleich großer Lust und Bereitwilligkeit für andere Texte deutscher Sprache, mit Ausnahme derer Franz Mons vielleicht, die man moderne nennt, diese Arbeit auf uns genommen zu haben; eine Arbeit, von der wir zudem noch im voraus wissen, daß sie an ihrem Objekt scheitern muß. Denn wie man sich im allgemeinen beim Studium moderner Texte in eine Seite hineinliest und aus der anderen mit wenig strapaziertem Kopf und Herz wieder hinaus, so liest man sich in den Heissenbüttel-Text hinein, ohne auch nur mit den Haarspitzen wieder auftauchen zu können. Da glaubt man zunächst auch sich betten zu können, dann aber wird man quergelegt und hat den Texten als Reuse zu dienen für den Fang biblischer Fischzüge, ohne diesen Fang für sich selbst anders beanspruchen zu können, als daß man ihn sofort verzehrt und durch sich hindurchgehen läßt. Gerade aber mit diesem Verschwinden des Objekts, wenn man nicht anders kann, als es in sich aufzuheben (es sich einzuverleiben bei durchlöchertem Leib), gerade damit beginnt die heilvolle Verstrickung in Geschichten, die geschrieben sind, damit wir sie eines Tages zu schreiben beginnen können, aber zugleich auch nie mehr auf die Idee verfallen, ja herunterfallen werden, sie schreiben zu wollen. Zur Verdeutlichung: so pflegen es der Überlieferung zufolge, weise Männer – auch junge – dem von ihnen gelebten Leben gegenüber zu halten: hat man gelebt, wäre man imstande zu leben; ist dann aber nicht mehr bereit dazu! Das aber macht gerade die Relevanz des Erfahrungsbegriffes dieser Männer, also ihre Weisheit aus; also war ihnen das Dahinleben in Erfahrungslosigkeit und Verstrickung das heilvollste Leben.

Seltsam und aufregend, sogar für Germanisten, ist die Periode des Übergangs von der mündlich zur schriftlich fixierten Überlieferung in unserer Literaturgeschichte: das fieberhafte Aufstöbern der nicht mehr einsichtigen Zusammenhänge, der in dem Umwandlungsprozeß verlorengegangenen Teile des Sinngefüges, das Ausstopfen der schriftlich überlieferten Luftlöcher im Text mit großartigen Spekulationen ... Angesichts der Heissenbüttelschen Texte glaubt man von einer ersten Umkehrung des Übergangsprozesses sprechen zu dürfen: nachdem die uns gegenwärtigen Zeitalter die Verdinglichung des in der Sprache erscheinenden Menschenmöglichen gerade mit Hilfe der Dichter soweit getrieben haben, daß in ihr das Mögliche nicht mehr menschlich zu sein scheint („Die Antiquiertheit des Menschen" – also richtiger und konsequenterweise ist „die Bombe" dann das Endprodukt unserer Dichtungsgeschichte); nachdem die Dichter haben fraglos werden lassen, was wir in Fragen und also auch in Antworten nicht mehr zu fassen vermögen; nachdem also Sprache fälschlicherweise die Wahrheit in so dichten Gittern zu fangen bemüht wurde, daß wir von der Wahrheit nichts mehr sehen; nachdem ... nachdem (wir ersparen uns die bekannte Litanei und damit auch den falschen Trost, es genüge von einer Kanzel herab zu sprechen, um schon des Wort Gottes teilhaftig zu werden) ... nach alledem bleibt heute einem erstrangigen Dichter nurmehr die eingefrorenen, in der Verdinglichung mit untergegangenen, notwendigen Leerstellen (chorismos), den Raum für menschliches Atmen wieder herauszuarbeiten, um in diesen Aufrissen auf sprachlich stringente Weise das moralisch Beliebige (das Banausentum, die Poeterei, das Himmelstürmende, die Koketterie mit der ruinösen Unendlichkeit) auszuschließen. Wir wissen von keinem deutschen und heutigen Dichter, der diesen Ausschluß soweit bewerkstelligt hat, wie Heissenbüttel in seinen Textbüchern. Die Kraft dafür sprechen sich die Texte aus Bereichen zu, die sie auch ausweisen können, ohne sie aber mit diesem Ausweis schon zu vernichten: ein listenreiches und waidgerechtes Stellen der wahllos jagenden Unvernunft von Herren der Schöpfung durch das gejagte Geschöpf; wobei wir ebenfalls aus der Überlieferung zu verstehen geben müssen, daß bisher noch niemals das gejagte Wild, im Besitz der Jagdwaffe, die „tierische" Lust verspürt hat, den „tierisch" Jagenden zu töten. Was Heissenbüttel in diesem Verfahren der Märchenerzähler (und nicht der Märchenvorleser) leistet, was er uns vor den Augen wegnimmt, damit wir es in der Ferne erkennen, wie er uns die Freßlust durch das Essen nimmt, wie er im großen Einerlei (alles oder nichts) das einzelne ein einzelnes im ganzen sein läßt und in genauen sprachlichen Bewegungen die möglichen Demonstrationen des Subjekts allmählich aus dem allgemein gemurmelten Blablablah befreit, das ist für die deutsche Literatur nach dem deutschen Krieg ganz einmalig, aber es ist.

Die Rezensentenkurzphrasen wollen wir hier nicht auch noch auf die aus dem Heissenbüttel-Text herauszulesenden literarischen Kategorien ausdehnen. Wir werden, wie angekündigt, das an- und ausführen. Hier sei nur laut, laut und eindringlich darauf hingewiesen, daß man diese Heissenbüttel-Texte jetzt lesen kann, und man achte darauf, sie zu lesen. Was das Äußere, mit der Hand Faßliche dieser Texte, also die Bücher angeht, so hat man bereits mehrfach vernehmen können, daß sie zu den schönsten der Frankfurter Buchmesse gehörten. Bücher fast wie von Hand geschrieben und vor der Setzmaschine, viel freies Feld vereinzelt die Bestandteile, damit sie um so intensiver aufgenommen werden können.

Bazon Brock

Helmut Heissenbüttel: Textbuch 1 und 2. Walter-Verlag Olten und Freiburg i. Breisgau 1960/61.

Aspekt eines politischen Romans

Uwe Johnsons zweites, 1961 im Suhrkamp Verlag erschienenes Buch hat den Titel „Das dritte Buch über Achim" und variiert jene, aus seinem Erstlingswerk bekannt gewordene Erzählform der Mutmaßung, die es näher zu beschreiben gilt: Uwe Johnsons Buch ist ein Roman über einen Roman, der nicht geschrieben wird und gerade deshalb geschrieben werden kann. Das Paradox will erläutert sein: man muß die Frage nach der Handlung des Buches in die nach seiner inneren Gestik auflösen und aus seiner Form erklären, weshalb hier ein politisches Buch vorliegt, wie allenthalben die Rede ist – „endlich ein junger Schriftsteller, der das heiße Eisen anzufassen wagt und spricht von der Spaltung Deutschlands in Ost und West, jener Stacheldrahtgrenze zwischen hüben und drüben und jenem offenen oder versteckten Terror kommunistischer Gewalthaber dort". Eine solche Aussage weckt den Anschein als liege der Wert der Darstellung in der krassen Reportage, im ausgepackten Material, in der direkten Abschilderung dessen, was kritisch, satirisch oder polemisch durch und über eine Geschichte beleuchtet werden könnte – man identifizierte Achim des Romans mit Täve Schur oder Bernhard Eckstein der Wirklichkeit und ging, weil man nichts damit anzufangen wußte, an jenem Hinweis, mit dem das Buch endet, vorbei: „Die Personen sind erfunden. Die Ereignisse beziehen sich nicht auf ähnliche sondern auf die Grenze: den Unterschied: die Entfernung und den Versuch sie zu beschreiben."

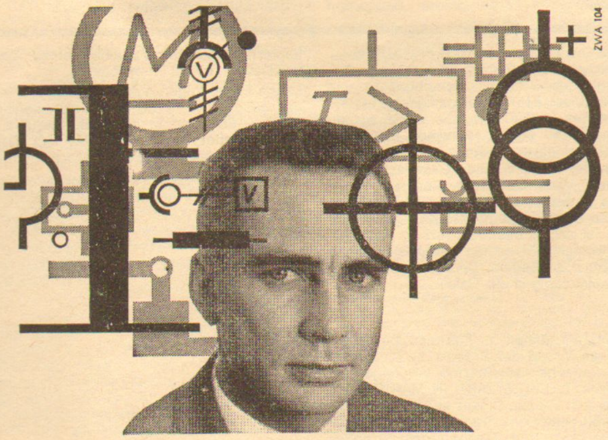
Der Roman ist in der Sprache der Mutmaßung geschrieben, in jener Sprache der Unsicherheit: ein Journalist Karsch soll „drüben" im Auftrag eines Herrn Fleisg für ein ostzonales Leserpublikum einen Lebensbericht über den ostzonalen Radrennfahrer Achim schreiben; Karsch findet die Geschichte des Helden schon in zwei Büchern erzählt und zur Legende erhoben, – in ihr existiert die Figur als Idol, als Parabel jenes Staatsbürgers, den die Diktatur sich erdichtet: Achim reicht dem Sachwalter die Hand, Achim verläßt im Ausland wo das Siegerpodest, als man aus Versehen die westdeutsche Hymne statt der richtigen aufgelegt hat, er arbeitet in seinem Team als in einem Kollektiv usw. „Das dritte Buch über Achim" ist auf dem Weg zu einem ersten Buch über Achim und über weite Partien innere Rede Karschs: der wehrt sich gegen die Repetition der falschen Legende und beginnt dort, wo die Wahrheit anfängt, – beim Zweifel, bei der nüchternen Untersuchung des Tatbestands, im Nachspüren jener Befunde, welche dem Idol eliminiert worden sind: Achim war Hitlerjunge, was trieb ihn seinerzeit nach dem Westen, wie kam er in den vordersten Aufmarsch des siebzehnten Juni? Die beständigen Fragen Karschs treten als im Druck des Buches hervorgehobene Ordner heraus, gliedern und werden zu Fragen des Autors oder des Lesers – das Fragezeichen tritt hinter den aus der Legende herübergenommenen Aussagesatz.

„Achim wußte was Karsch nur vermuten konnte" – Uwe Johnson setzt den Leser nicht in das feste Gefüge einer fiktional erzählten Story, die, was naheliegt, das unterdrückte und gepreßte Individuum oder die Faust des Funktionärs malen und beim Leser die Reaktionen des Mitleids oder der Erbostheit herausfordern könnte – wozu? einem Buch gegenüber? Der Autor wählt in Karsch die Mutmaßung als das den Roman bewegende Prinzip, – der Leser wird nicht mit einer Fabel konfrontiert gegen die er sich nicht wehren kann: er wird hereingeholt in den Text, in die Frage nach der Wahrheit, er wird aufgerufen, aus der Unsicherheit des Erzählbaren seinen Schluß zu ziehen auf das Was der Freiheit.

Karl Riha

Uwe Johnson: „Das dritte Buch über Achim" bei Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1961. DM 16,80.

Die Sprache der Elektrotechnik



Zu allen Zeiten bediente sich der denkende Mensch bestimmter Zeichen und Symbole, um so neue Erkenntnisse festzuhalten, die über die Jahrhunderte hin unser heutiges Weltbild gestaltet haben.

Jetzt steht der Mensch an der Schwelle einer neuen technischen Entwicklung, die von der Elektrotechnik maßgeblich mitbestimmt wird.

In den Forschungsinstituten der AEG wird in unermüdlicher Arbeit an den Grenzproblemen der Elektrotechnik gearbeitet und für diesen Teil ein wesentlicher Beitrag geliefert.

AEG

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

BAZON BROCK

Wollt ihr das totale Leben

Einige Bemerkungen im Guten bei schlechtem Wetter

1. Teil

Man nehme ... was könnte man tun ... ja früher aber heute ... dann hüpfen wir von der Schaukel und plumps aus ...
Die Wortführer der Positivität, die Herrn fürs Volk und für die Ewigkeit, haben ein anfechtbares Herz. Nicht daß es verstockt wäre; nicht daß es zweimal schlüge unerlaubter Weise, wo ein einfaches Herz nur einmal zu schlagen imstande ist. Nein – laut zählen sie leider mit bei jedem gleichgültigen Schlag und neiden uns, die wir nicht herzkrank sind, das lautlose Schlagen im Takt (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie wollen immer mitten im Leben stehen, ganz im Zentrum der Dinge, das Ohr am Erdboden; sie möchten die Kriechspur nicht verlieren und geben im voraus zu, bloß glücklich sein zu wollen und ohne weitere Ansprüche. Sie möchten die Grenzen sogern überschreiten – nachmittags nach dem Kaffeetrinken – und sie tun es. Leider zählen sie dabei laut die Schritte ins Ungewisse und verwehren uns die Ruhe durch das Schreiten (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie wollen den Anfang suchen an den Stadtgrenzen und das Leben wieder in der Wüste beginnen lassen; schon 1793 schrieben sie in Preußen: „Das Jahr wird ein Prüfstein für den Selbsterhaltungswillen der Kartoffel und somit der Nation" (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie sagen, das Meer sei groß und weiß; da wimmle es von Zahlen und kleinen Fischen; daselbst gingen Schiffe, die sie gebaut und Walfische, die sie getauft hätten, damit die Schiffe in ihnen spielen; sie sagen, das Meer es sei bewegt, und zählen mit und rauben uns die Ruhe durch die Bewegtheit (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie fangen die Fische und haben trotzdem Hunger, denn sie wissen nicht Hunger zu haben. Sie sind moralisch verpflichtet zu essen, doch ist Essen nicht immer eine Tat. Sie künden für 10 Uhr ihren eigenen Tod an neben einem bereitgestellten Sarg und entschließen sich schon eine viertel Stunde später weiterzuleben. (Ist das ihr Tod?, doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie konstatieren die Unruhe bei den Blindenverbänden und die ständige Gefährdung der Aufrechtgehenden. Sie feiern im Hymnus durch Rundfunksprecher die letzten Willen der Nachrufpersönlichkeiten und bekennen das Bekenntnis Sich-Bekanntzuhaben zum herrschenden survival of the fittest. Und ihre Wortführer und Chefs der Protokolle fragen ganz einfach und schlicht heraus: wollt ihr das totale Leben?
Auch Sie?

Denn im Namen des Namens der Namen hüten sie die Macht davor, berührt und durchschaut zu werden wie Sioux, Irokesen, Allounghin und Polynesen und lassen im Anblick einer Jungfrau die Kette der Emanation klingen. Und sie zeigen mit dem Finger, wo der Arzt in seiner Erkenntnis liegt. Und sie machen Musik und sagen „wer handelt, muß fürs Nächste sorgen, seht nicht zuweit" (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Sie fahren über Entscheidungen wie über eine Straßenkreuzung und predigen die große Anwendung der Tage. Sie lassen die Sägen krähen und rollen sich fest in Arme, die vorüberschlenkern sollten. Sie zeichnen Kreise mit einem Zirkel und schauen zum Mond auf, als hätte man niemals vom Menschen gesprochen und den blutigen Zwischenfällen auf Schlachthöfen.
Sie wollen das totale Leben oder doch wenigstens die Hälfte. (Gegenüber der Totalität läßt sich allerdings mit einer Hälfte mehr anfangen als mit dem Ganzen.) Was macht

auch sie zu Idioten, daß sie im Bett Zeitung lesen und auf dem WC; daß sie Asche in Blumenvasen schnipsen. Nackt kennen sie sich, was aber treiben sie während der Verkleidung, daß sie die Herrschaft sind im Frack und das Stimmvieh, wenn sie Kombiniert tragen (doch davon soll hier nicht die Rede sein). Wir sagen „Sie" und gemeint ist Profanität, denn die Zeit ist immer wieder reif und das hat sich langsam herumgesprochen, hat sich von Zungenschlag über Zungenschlag auf den Zungen niedergeschlagen, läßt uns mit belegten Zungen herumlaufen – und wer das sieht und wer mit uns spricht, verliert seine Scham. So ma[illegible]n wir zum schlimmsten Symptom unsere[illegible]Krankheit das Gesundsein und sagen „der Verlauf der Sterblichkeit ist befriedigend". (Ist er es?, doch davon soll hier nicht die Rede sein.) Sie schlagen die Zeit tot und lassen sich mit den noch frischen Knüppeln in den Fäusten fotografieren; sie sagen „einer hütet die Menschen, der andere die Schweine; so leicht ist es; wie könnten wir es uns schwerer machen. Schafft uns Hosenträger und Sicherheit, damit wir bleiben können. Erhebend ist, was nicht fällt." Und davon soll hier die Rede sein mit einigen Bemerkungen im Guten.

1. Bemerkung: Seid faul. Schafft das Ethos der Arbeit ab, wo sich allenthalben die Zellen teilen. Arbeit schadet der Gemeinschaft. Wer produziert, wird aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Wenn auch der Anblick eines Menschen im Schweiße seines Nichtstuns ein wenig erfreulicher ist, denkt daran, daß ihr ja an euren Arbeitsabenden, in eurer Beschäftigungszeit arbeiten dürft. „Do it yourself", sagt die Gewerkschaft und die Industrie liefert die Fertigteile so, daß euch immer noch etwas zu tun bleiben wird, bevor sie ineinander passen. So geht ihr fröhlich des Morgens an eure Ruhestätten, steht unverkrampft und willig euren Mann an den ruhenden Motoren, streckt euch wohlig aus auf Hobelbänken und auf den Schreibtischen, seid munter und pflegt das Gespräch mit den Werkmeistern, die streng aber gerecht über eurer Ruhe wachen. Zum zweiten Frühstück und zum Mittagessen allerdings müßt ihr euch dann bewegen und im Akkord die Suppen schlürfen. Und ruht dann wieder unmenschlich aus bis in den späten Nachmittag. Heimgekehrt ins hallende Haus dann beginnt und schuftet an den Gartenzäunen, tauscht die Glühbirnen aus und sagt „unser Leben ist Leichtigkeit und Ausruhen gewesen". Und wir sagen euch, nur das Nichtstun entwickelt heutzutage noch eine beachtliche moralische Qualität in den Menschen, soweit sie von unleugbarem gesellschaftlichem und also geistigem Rang sind.

2. Bemerkung: Fragen wird, wer jenen Rang nicht reicht, nach einem Beispiel, ob es denn so auch gut geht. „Wer schlachtet unser Vieh." Wir sagen „Schlachten leicht gemacht" und auch ein Beispiel.
In langen schmalen Gängen wird das Vieh gereiht, die Kuh, die erste wie die folgende und deren folgende, denen folgende folgen und schieben und nachdrängen, damit die erste vorwärts geht und ihr die zweite folgt. Dies ist Natur des Viehs und wir durchschauen sie und bauen darauf unsere Fabrik. Wie diese Kuh nun vorwärts geht und ihr die andere folgt, so brühen sie zunächst sich ab und lassen dann die Haare sich entfernen, den Schweif abtrennen, sich den Darm entnehmen und die Klauen, das Hinterteil sodann ein Bein nach dem einen und gehen weiter vorwärts an den nächsten Hebel. Und ganz von selbst und ohne daß der Kopf es merkt, verschwindet hinter ihm der Leib, bis nur mehr [illegible]eide Vorderbeine, der halbe Brustkorb und [illegible] Halsansatz dem Kopfe folgen, und diese dann wohl auch nicht mehr. Sodann erreicht der Kopf sein Ziel und liefert sich unters automatische Messer, nicht ohne vorher noch ein Büschel frischen Heus mit der nun bald wohlschmeckenden Zunge gerauft zu haben. Die Köpfe aber fallen einfach runter und gehen dann auf einem Fließband ihren vorbestimmten Weg; der erste Kopf und der andere, der eine Kopf und die selbstverständlich folgenden. Denn das ist die Natur des Viehs, mit dem Kopf voran zu gehen und sich selbst dann aufzugeben, wenn hinter diesem Kopfe nichts mehr folgt. Das alles geht, wie man wohl sieht, ganz ohne einen Menschen, der inzwischen schon die Schinken rollt, wenn unser erster Kopf sich noch am Leben wähnt.

3. Bemerkung: Die Öffentlichkeit ist unser Mysterienraum und die Statistik unsere Mythe, die nie log in Deutschland. Was fordert sie von uns. Wohl doch in jeder Sekunde zwei allgemeine Verkehrsunfälle, in jeder Stunde zwei Todesfälle im Verkehr. Das gilt für eine Zeit, die nie aufhört und sonntags gilt und feiertags und montags gilt und auch an Ostern. Das Jahr hindurch und auch das nächste Jahr mit kleinen Schwankungen der Toten nach oben und unten. Da nun nicht der Geist in uns, sondern eine eiserne Ratio über uns waltet, erkennen wir uns nicht und haben keine Chancen außer dieser: an jedem ersten Monatsmontag vormittags und weiterhin nennen wir auf dem Teilabschnitt der Autobahn Frankfurt–Wiesbaden das Übel beim Namen (im Rahmen Deutschlands). 1440 Märtyrer auf freiwilliger Basis besteigen je nach Wahl ein fabrikneues Automobil und beginnen in fester Ordnung und Reihenfolge (zwei pro Minute) ihren Todesfall für einen anderen oder auch zwei. Man braucht nur eine feste Panzersperre auf die Fahrbahn zu verlegen und läßt dann mit gehörigem Anlauf jedwedes Fahrzeug sich zerstören. Der Anlauf für die letzten zweihundert allerdings bereitet uns auch heute noch so manche Sorge, doch geben wir den Kandidaten auf jeden Fall ein schmerzlinderndes Mittel auf den Weg, damit das Warten auf den Tod nicht auch noch schmerzt.

So durchgeführt und auch wohl registriert, hätten wir innerhalb von 24 Stunden unseren Tribut gezollt und jedermann mit Frau und Fräulein verführe nun ganz ungefährdet seinen Weg für alle anderen 29 Tage jeden Monats. Blechschäden werden leider auch weiterhin nicht zu vermeiden sein. Obwohl den Freiwilligen der Ehrentitel „verdienter Verkehrsmärtyrer des Volkes" sofort nach Eingang der Meldung verliehen wird und auch die Angehörigen nach der Tat zum Tragen desselben berechtigt sind, wird es doch mehr und mehr zum Problem, die erforderliche Zahl von Individuen dieser Art zu finden. Die Folgen sind noch nicht abzusehen. Wahrscheinlich werden wir gezwungen sein, auf den freien Samstag überzugehen.

(Die rechnerischen Unterlagen zu der oben beschriebenen Reihe, werden demnächst der Öffentlichkeit übergeben werden, die ja den Anspruch erheben darf, genauestens unterrichtet zu werden. Abonnenten der Öffentlichkeit erhalten die Daten kostenlos zugestellt.)

DEM WAHREN SCHOENEN GUTEN

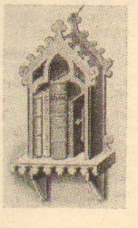
1

allerlei Nuetzliches fuer all- und sonntags mit kleinen Winken die große Kosten ersparen sowie Erbauliches fuer festliche Stunden unserer hochverehrten Leserschaft ausgewaehlt und zusammengestellt von Roul Tranchirer

Was für ein Quälgeist kann z. B. nicht der Schnupfen sein! Wer ihn nicht hat oder ihn in seiner ganzen Bosheit nicht kennt, lacht darüber, wen er aber öfters mit seiner vollen Niedertracht heimsucht, dem ist das Weinen näher wie das Lachen. Wer häufig vom Schnupfen befallen wird, weiß es ganz genau, wenn ein solcher wieder einmal im Anzuge ist, trotzdem wirkliche Erscheinungen desselben noch nicht eingetreten sind. In einem solchen Augenblick kaufe man sich in der Apotheke ein Päckchen 5%iger Jodoformgaze, drehe sich aus diesen zwei entsprechend dicke und lange Röllchen und stecke sie ein jedes in ein Nasenloch. Hier müssen sie 2 bis 3 Stunden stecken bleiben. Dieses macht man dreimal am Tage.
Dr. Julius Lang, „Gegen den Schnupfen" in „Zur guten Stunde", 1898.

Tierquälerei ist es, dem verschnupften Vogel einen Faden durch die Nase zu ziehen.
aus „Zur Guten Stunde", 1898

„Und wenn dem so wäre!" stieß Rauden hervor, und seine Stirn färbte sich dunkelrot. „Ich weiß, daß kein Mensch sich vollständig von seiner Vergangenheit ablösen kann. Wenn er sie längst vergessen zu haben glaubte, hält sie ihn doch mit geheimen feinen Fäden fest, die wir jahrelang gar nicht gefühlt, bis sie sich dann, vielleicht durch ein Wiedersehen, durch die Macht der Erinnerung, durch andere besondere Umstände zu einem unlösbaren Netz verstricken, du hast vielleicht viele Monate hindurch nicht an Herrn von Erdmann gedacht, – und doch sah ich vorhin recht wohl auf deinen Wangen die Röte aufflackern, als seine Züge urplötzlich vor dich traten, sein Name an dein Ohr schlug. Muß ich nicht annehmen, daß dein hold verklärtes Gedenken an vergangenes Glück in dir emporstieg; nicht fürchten, daß, wenn dieser Mann jetzt wieder einmal vor dich träte, er noch einmal dein Fühlen und Denken verwirren könnte? Er oder ein anderer, das ist gleich – jeden beneide, fürchte, hasse ich, der dir einst nahe gestanden." Mit einem heftigen Ruck hatte sich Margarethe erhoben und ihre Hand losgerissen. „Deine Worte sind schlimmer als ein Schlag ins Gesicht. Klar und offen lag mein so einfaches zwanzigjähriges Leben vor dir, als du um mich warbest. Seitdem hast du mich mit mißtrauischen Späheraugen beobachtet und dennoch nie aufgehört, mich zu verdächtigen." „Nein und abermals nein!" rief der Major leidenschaftlich. „Du trügest nicht einen Tag länger meinen Namen, wenn ich fürchtete, du seiest seiner unwert. Und du selbst schützest dich – dein Stolz würde es dir verbieten, mich zu hintergehen. Aber ich beneide jeden, dem du ein Lächeln schenkst, ich bin eifersüchtig auf die fremden Augen, die dir bewundernd auf der Straße folgen, auf den Hund, der in deinem Schoße ruht und den deine Hand zärtlich liebkost ... auch nicht einen Hauch deines Wesens sollte ein anderer genießen. Kannst du diese Eifersucht, in die sich kein niedriges Mißtrauen mengt, nicht begreifen, Marga? Und das gleiche gilt für die Vergangenheit. Ein Mädchen gleich dir geht nicht unbewundert und unbegehrt durch die Welt. Ich habe dir geglaubt und glaube dir noch, daß keine ernste Leidenschaft dich je gefesselt – aber auf Stunden, vielleicht während einer Ballnacht, an einem duftenden, stillen Sommerabend hat doch dein junges Herz höher geschlagen bei den heißen Worten eines Mannes, wie nie bei den meinigen. Ich ...," Raudens Stimme klang leise und sein schmaler aristokratischer Kopf mit dem an den Schläfen ergrauten Haar sank tief auf seine Brust herab ...
Hans Richter, „Um Ar und Halm".



Wandschränke für Gebetbücher stellen ein neues, für viele Familien willkommenes Möbelstück dar, und bieten mannigfache Gelegenheit zur Verzierung durch irgendeine der vielen Liebhaberkünste.
Den Wandschrein läßt man wohl am besten vom Tischler aus Birnen-Holz anfertigen, doch kann man die einzelnen Laubsägen-Arbeiten auch selbst vornehmen, unsere beistehende Abbildung eines solchen Wandschranks lehnt sich an gotische Motive an, wie denn diese Stilart für vorliegenden Zweck wohl die geeignetste ist.
aus „Vom Fels zum Meer", 1896.

O, wie mattherzig und schwach
Hinkt die Welt dem Guten nach!
Zeigt auch jemand Manneskraft,
Die da kräftig wirkt und schafft?

Einen Mann, ja einen Mann!
Rufe ich, so laut ich kann,
Einen Mann wir brauchen schnell
Herz so treu und Kopf so hell!

Wär der Mann auch eine Frau
Ist sie dann nur warm, nicht lau –
Bis wir haben einen Mann,
Besser es nicht werden kann!

Friederike Kempner

Über den Verzehr

Nehmen wir an, daß ein Mensch in 60 Jahren eine halbe Million Erbsen verzehrt und denken wir uns diese in eine Hülse eingeschlossen, so würde dieselbe eine Länge von mehr als einer Wegstunde erreichen. Riesenhaft wäre auch die Gelbrübe, die verbrauchten Lattichblätter würden den Boden von zwölf Zimmern bedecken, während man mit dem Quantum an Blumenkohl, Bohnen etc. zwanzig Bauernwägen füllen könnte, die verzehrten Schinken- und Speckseiten würden beinahe eine dreiviertel Meile, die Hammelskoteletten etwa ein einviertel Stunde lang sein, vergleiche man nun einmal den Herren der sich an das Brot lehnt,

wie Figura zeigt, mit dem Brot, so wird man feststellen, daß er sich dagegen direkt klein dagegen ausnimmt, außerdem sind noch etwa 10 000 Eier zu erwähnen, die verzehrt werden, ein Käsleib von drei Zentnern und vieles mehr, so etwa Senf und Pfeffer, denn wenn man bedenkt, daß das regelmäßige Eintauchen in Senf und das Schütteln der Pfefferbüchse 60 Jahre lang geschieht, macht das auch 100 Senftöpfchen und 14 Pfund Pfeffer. Auch würde eine Zigarre von über fünf Meter Länge und zwei Drittel Meter Dicke sowie zwanzig Zentnern Gewicht entstehen und hätte zum Anblasen eine Dampfmaschine nötig, obwohl das Rauchen nicht zum Lebensunterhalt nötig ist.
Ernst Kreowski, „Unser täglich Brot", Stuttgart 1898. Vom Fels zum Meer.

Entfernen von Mitessern nach der W. Bockschen Methode mit Hilfe beider Hände
aus „Daheim-Kalender", 1902

„Fräulein Erika!" rief er lebhaft und stand alsbald neben der Dame.
Lutz Horn, „Immortellen", Leipzig 1906.

Alain Robbe-Grillet oder der Held ist tot

KARL RIHA

1

Die vom Roman des neunzehnten Jahrhunderts abnehmbaren Gattungsvorstellungen werden vom modernen Roman nicht mehr erfüllt. Adoptierte Form ist Gips, über eine erstorbene Physiognomie gebröselt usw., das Experiment legitimiert sich als Experiment und aufgereiht als permanente Revolution usw.: doch reicht die polemische Essenz von Chiffren, Banderolen und Etiketts wie „Ding-Roman" (für Alain Robbe-Grillet), „Anti-Roman" (für Nathalie Sarraute) und „Mikro-Roman" (für Peter Weiss) nur eben so weit, so weit in Programm gesetzte Spitzen und Spannleisten reichen können, — dahin, die heftigen Bemühungen um einen „neuen" Roman gegen den Generalnenner einer Literatur von Stendhal, Balzac

und Flaubert bis Gide, und Goethe bis Thomas Mann abzuheben. Oder: wie der historische Sachverhalt selbst ist auch dieser „neue" Roman in seiner Erscheinung differenzierter als es im Thesenbereich literarischer Essays mit Pauschalen wie „Absage an herkömmliche Erzähltechniken", „Elimination des ‚Helden' " und „Ausklammerung der Fabel" formuliert wird, — Spaltteile davon erscheinen dennoch auch wieder im neuen „Ding-, Anti- oder Mikro-Roman", jetzt allerdings bestimmt durch jenes Fluor, welches ihnen der Autor im Kontext gegeben oder nicht gegeben hat. Der „Roman der Zukunft" ist eine nützliche Utopie, die erst dort interessiert, wo sie sich gegen Widerstände, diese Widerstände aufnehmend und damit umschmelzend, verwirklichen muß.

2

„Ich bin allein hier, jetzt, wohlgeborgen" und „Draußen regnet es", der erste und beginnende zweite Satz in Alain Robbe-Grillets „Dans le Labyrinthe" (1959, im deutschen Titel: „Die Niederlage von Reichenfels", 1960), rufen um „Ich", „jetzt" und „Draußen" feste und bestimmte Erwartungen um „Wer ich", „Wann jetzt" und „Wo hier — Wo draußen" auf, die mit den Ingredienzien einer Geschichte, dem Bescheid auf Person(en), Ort und Zeit der Erzählung beantwortet werden möchten, hier im Roman aber fast ganz ungestillt bleiben; im fortführenden Text heißt es auf Seite sieben, das ist Seite eins: „draußen geht man durch den Regen, mit eingezogenem Kopf, eine Hand schützend über den Augen und dabei weiter vor sich schauend, ein paar Meter weit vor sich, ein paar Meter nassen Asphalts; draußen ist es kalt, der Wind weht durch das kahle, schwarze Geäst; der Wind weht durch das Blattwerk und bringt ganze Äste zum Schwanken, Schwanken, einem Schwanken, das seinen Schatten auf den weißen Putz der Mauern wirft. Draußen scheint die Sonne, da ist weder ein Baum noch ein Strauch, um Schatten zu spenden, und man geht mitten in der Sonne." Nur in dieser obersten Lage ist diese Beschreibung vielleicht noch „monologue interieur" und „Fensterschau" jenes oben angerissenen „Ich", die Sprünge im Bericht, Zeitraffung und vermutlich auch ein eben angedeuteter Wechsel des Orts, von dem aus beobachtet wird, irritieren: „der Wind weht durch das kahle, schwarze Geäst; der Wind weht durch das Blattwerk", „draußen geht man durch den Regen", „Draußen scheint die Sonne", „da ist weder ein Baum noch ein Strauch, um Schatten zu spenden". In einer zweiten Schicht dann scheint die Beschreibung als Er-Erzählung aus der und in die Richtung (auf) jenes „man" getroffen, an dessen Stelle später „der Soldat" tritt, — noch weiter unten oder oben, auf einer dritten Ebene schließlich, in den Wiederholungen vor allem, den Doppel- und Nachgriffen und in der präzisen Wiedergabe des sachlichen Details, drängt sich im und jenseits von „Ich" und „man" die Vorstellung eines Auges auf, das allein den „Dingen", ihrer planen, auf pure Sichtbarkeit „reduzierten" Wirklichkeit zugewandt ist und diese „Dinge" von ihrer Oberfläche und Haut her genau und akurat zu fixieren sucht. „Dans le Labyrinthe", der Titel ist ein Fingerzeig auf die Erzählstruktur selbst, auf das Gesetz des Labyrinths, das in der Darstellung aus sich heraustritt, und mehr als ein thematischer Verweis ins Stoffliche: ein Soldat irrt durch eine Stadt (Reichenfels). Dieser Soldat schleppt eine in braunes Papier gewickelte Blechschachtel mit sich, den Nachlaß eines im Feldlazarett gestorbenen Kameraden; auf seiner Suche nach einem bestimmten Verwandten des Gefallenen begleitet ihn (ab und zu) ein Bub durch die Straßenquadrate der Stadt; vermutlich war es der Vater des Toten, mit dem der Soldat aus dem Lazarett telephoniert hatte; sicher ist, daß er den ausgemachten Treffpunkt verpaßt; oder: dieser Soldat ist ein Deserteur, eine Motorradstreife erschießt ihn unterwegs.

3

Auf Handlung gemünzte Destillationen nutzen dem Leser und seinem Romanverständnis kaum, zumal detailliertere Angaben zum „großen Ganzen" nur unter steten Ab- und Zustrichen und schwer zu treffen sind: eher lassen sich bestimmte Lokalitäten und ihnen zugeordnete Gegenstände feststellen, verschiedene Häuser, Zimmer und Straßen, Hauswände, -türen und -gänge, Zimmereinrichtungen und Straßenschilder, -pflaster und -lampen, ein Nachtasyl, immer wieder eine Gastwirtschaft. Die Sicherheit wächst mit der Unsicherheit des Lesers erst dort, wo sein Blick auf minimalste Bewegungsvorgänge und kleinste Beobachtungsläufe gelenkt wird, zum Beispiel: „Auf der oberen Kreisfläche des Lampenschirms bewegt sich eine Fliege langsam und stetig voran. Sie wirft einen verunstalteten Schatten an die Decke, wo man keinen Körperteil des Insekts mehr erkennen kann: weder Flügel noch Leib noch Beine; das Ganze hat sich in einen bloßen fadenförmigen Strich, eine regelmäßig geknickte, nicht geschlossene Linie verwandelt, wie in ein Sechseck, dem eine seiner Seiten fehlt: das Abbild des glühenden Wendeldrahts der elektrischen Birne" oder „Der Mann senkt die Augen auf den unberührten Schnee, wo die soeben entstandenen Stapfen im rechten Winkel vor ihm abbiegen. Auf dem Teil, der am Rand des Gehsteigs entlang verläuft, sind die Fußspuren infolge des Laufens weiter voneinander entfernt und verunstaltet, da sich auf Grund der Bewegung des Schuhs hinten ein Häufchen Schnee aufgeschichtet hat, wohingegen die wenigen Tritte, die zum Pfad hinführen, genau die Formen der Sohlen aufweisen: eine Serie von Winkeln, die die ganze Breite des Schuhes einnehmen, und, unter dem Absatz, ein eingeprägtes Hohlkreuz inmitten eines erhabenen Kreises — das heißt, für den Schuh selbst, ein erhabenes Kreuz inmitten einer im Gummi ausgehöhlten kreisrunden Vertiefung." Solche Textpassagen sind die eigentlichen Bauelemente der Romane Alain Robbe-Grillets, mit ihnen gelingt dem Autor der Aufbau eines Erzählgefüges, das auf den Uhrpendelschlag eines „dann und dann geschah dies, auffolgend diesem und jenem, dies und das bewirkend" verzichten kann. Die Tastbewegungen und Orientierungsmöglichkeiten des Lesers sind an Fäden und Knoten im „Teppich" der Gegenstände gebunden, er sitzt an der Lupe und nicht am Fernglas, einen weiten Horizont Revue passieren zu lassen: auch er ist eingesperrt.

4

Die Verknüpfungen im Bericht laufen vom Wendeldraht jener Zimmerlampe zu jenem Wendeldraht im Leuchtzentrum einer Straßenlaterne, unter welcher dann etwa der Soldat steht, und zurück. Die Figur des Soldaten kommt über eine „Bildbeschreibung" (aus einem gerahmten Tableau hinter Glas hervor, das eine Szene in einer Gastwirtschaft zeichnet) in das Buch herein, doch ist mit „Verlebendigung" nur mangelhaft umschrieben, was im Roman selbst dann über die freilich stets parate Darstellungsmöglichkeit einer Stilisierung ins Bildhafte zurück, über die gezeichnete oder photographierte Erstarrung des Moments hinausgeht. Sicher vag nur läßt sich die Bewegung, die der Roman setzt, mit der einer ruckweis weiterrückenden und doch immer wieder dieselben Objekte anvisierenden Kameraarbeit vergleichen: von seiner Struktur und seiner Optik her will er irritieren, — das Irritierende, das ständige Genarrt-Werden ist sein „Gegenstand". „Labyrinth" und „Eifersucht" (in: „La Jalousie" 1957, deutsch: „Die Jalousie oder Die Eifersucht" 1959) werden dem Leser nicht aus der Distanz, nicht von einem sicheren und jenseitigen Ort her, nicht mit einem fremden Auge oder nach einem ihm fremden Maß der Zeit beschrieben und nicht aus dem Blickwinkel auf eine bloß fiktive Romangestalt, als deren persönliche, individuelle, durch bestimmte Ursachen bewirkte und deshalb relativierbare Erfahrung, als deren Erlebnis und „poetisches" Schicksal. In einer kurzen Vorbemerkung zu „Dans le Labyrinthe" schreibt der Autor: „Diese Erzählung ist frei erfunden. Sie schildert eine Wirklichkeit, die nicht notwendigerweise mit der übereinstimmt, die der Leser persönlich erfahren hat: ... Und doch handelt es sich hier um eine streng materielle Wirklichkeit, die also keinen Anspruch auf irgendeinen allegorischen Wert erhebt. Der Leser wird daher gebeten, nur die Dinge, Gesten, Worte und Ereignisse zu sehen, ...". Die herkömmliche Literaturkritik mißt den Wert eines Buches nach dem Abzapf der Botschaften, die sie ihm entlocken kann, und kanonisiert den Dichter, der „etwas zu sagen hat", „trotzdem", „immer noch" und „immer wieder", — wohin Robbe-Grillet mit „materielle Wirklichkeit" zielt, wird aus der Sprache, die er schreibt und handhabt, besser als aus dem Begriff allein ersichtlich: der geht wahrscheinlich in zwei Richtungen, gegen eine „fertige" oder eine „verfertigte" Wirklichkeit das eine, gegen eine „ideologische" Wirklichkeit das andere Mal. Der Spannbogen dessen, was in der herkömmlichen Literaturrezeption unter „Erbauung" verstanden sein will, reicht vom reinen Vergnügen an den puren Spannungs- und Handlungselementen eines Romans etwa bis zu jener Skala von Empfindungen zwischen Schauer und Behagen gegenüber dem ihm abgewonnenen weltanschaulichen Gehalt und dessen scheinbarer Negierung, die „Nihilismus" heißt; man excerpiert das „Anliegen" eines Buches und klassifiziert danach seinen Schreiber als einen so oder so oder so gearteten Kopf. Die Sprache Alain Robbe-Grillets ist die Sprache der Netzhaut eines Auges, das sich in einem gebrochenen, geschachtelten Raum und durch eine diffuse, zerstückelte Zeit bewegt, hier hat sich in die Erzählstruktur verflüchtigt, was bei Franz Kafka noch im Brennspiegel eines parabelhaften Resümees zusammenfaßbar war: „Nackt, dem Frost dieses unglückseligen Zeitalters ausgesetzt, ... treibe ich alter Mann mich umher"; anders gesagt, die Beschreibungen der Welt im Ausschnitt implizieren keine transzendierenden, keine moralisierenden, keine psychologisierenden Richtungsweiser, mit den Beschreibungen der Dinge, der Wahrnehmungssekunden werden keine Symbole oder Allegorien aufgerufen. Die Dinge sind „da", bevor sie „etwas" sind, etwas im Zusammenhang des Anekdoten-Entwurfs, der Kurve einer Geschichte vielleicht, illustrativ vielleicht, vielleicht dekorativ oder dämonisch, sortiert jedenfalls und zurechtgestutzt auf den „Helden" und jene fiktive Welt, die sein Schöpfer ihm und er sich selbst, sobald er einmal ins Dasein gerufen ist, präpariert, — „die alten Mythen der ‚Tiefe' haben abgedankt"; „Mit dem Zusammenbruch der essentialistischen Auffassung vom Menschen und mit der Auflösung des ‚Naturbegriffs' durch den Bedingtheitsbegriff hörte für uns die Oberfläche der Dinge auf, die Maske ihres Herzens zu sein, was eine offene Tür zu den schlimmsten Jenseitsvorstellungen, ‚dort drüben'-Spekulationen der Metaphysik von jeher gewesen war" (R.-G. in: „Une voie pour le roman futur", „Dem Roman der Zukunft eine Bahn" Akzente 3/58). Robbe-Grillet zieht das blasse, farblose, geronnene und nur messende Verb dem kräftigen, dynamischen, aktiven und explosiven Verb vor, das Adjektiv hat keine Emotionen, keine wertenden Urteile auszudrücken, der Relativsatz herrscht. Worte mit innerlichem Zweifinger-Gestus werden gemieden, die Sprache des Autors ist eine technische, optische, registrierende Sprache, beschränkt sich auf das Sichtbare und Feststellbare: in ihr hat das banale, scheinbar nebensächliche Detail ein plötzliches, überraschendes, weil auf sich selbst weisendes Gewicht, mit ihr läßt sich jener Roman schreiben, der sich, wie Jean Paul Sartre irgendwo und ungefähr in seinem Essay „Was ist Literatur?" sagt, von selbst und aus eigener Kraft in der Luft zu halten vermag.

5

„Aber die Welt ist weder sinnvoll" heißt es im oben genannten Aufsatz des Autors „noch absurd. Ganz einfach: sie ist ... Und plötzlich stößt uns diese Evidenz mit einer Kraft, gegen die wir ohnmächtig werden. Auf einmal bricht die schöne Konstruktion zusammen: als wir unversehens die Augen öffneten, erlitten wir den Stoß dieser hartnäckigen Wirklichkeit, die wir als überwunden betrachtet haben wollten. Um uns herum, den Schwarm unserer seelenspendenden oder häuslichen Beiwörter herausfordernd, *s i n d* die Dinge *d a*." Unausgesprochen ist auf dem Unterblatt einer solchen Erfahrung das „Erlebnis" derer verzeichnet, die aus dem und gegen den Weltkrieg Reportage-Roman und Dokumentar-Stil schufen: andere und Robert Merle, André Malraux und Curzio Malaparte. Die Erfahrung, von welcher der Schriftsteller redet, ist zugleich jene, welche der Leser am Roman des Schriftstellers machen kann und soll: über und durch das scheinbare Paradox verschiedener, sich überlagernder und durchschneidender Erzählhaltungen, wie es jedem der Romane Robbe-Grillets zugrunde liegt, erfährt auch er den „Stoß dieser hartnäckigen Wirklichkeit", diese „Ohnmacht", — „unversehens" öffnen sich auch ihm die Augen. „Le Voyeur" (1955, im deutschen Titel: „Der Augenzeuge" 1959) und „La Jalousie" sind im Vordergrund offensichtlich auf den alten Modus einer Er-Erzählung, hintergründig aber auf den einer komplizierteren Ich-Erzählung angelegt: das erzählende „Ich" tritt nicht in bekannten syntaktischen Wendungen wie „Jetzt laufe ich, hier sitze ich oder", „Diese oder jene Überlegungen stelle ich an oder", „Dies oder das bin ich, war ich und glaubte ich zu sein usw.", nicht als Charakter oder als bewegter Punkt, nicht in der Spiegelung auf die Gesellschaft, nicht in der Selbstbespiegelung, einer Analyse der eigenen Biographie in Erscheinung, — „seine Präsenz" wird, wie es hierzu in einer Untersuchung Gerda Zeltner-Neukomms („Das Wagnis des französischen Gegenwartromans") heißt, „durch ein ständiges Auslassen" erfahren. Hier in „Le Voyeur" geschieht oder geschah ein oder kein Mord, dort in „La Jalousie" ein oder kein Ehebruch: der Leser ist eingesperrt in Vermutungen, den begrenzten Raum einer Insel hier, eines einsamen Farmhauses (der französischen Kolonie) dort, der Autor nimmt ihn nicht auf seine flache Hand und führt ihn auf keinen Ausblick, nicht in die Luft, nicht über das Auge des Erzählers hinaus, welcher hier der hintergangene oder nicht hintergangene Ehemann, das Auge der Eifersucht ist, dort *j e n e r* „Augenzeuge": „Eine Möwe zog langsam vorüber, auf der Backbordseite, vor dem Hafendamm, schwebte in der Höhe des Stegs, ohne die unmerklichste Bewegung zu machen; den Kopf seitwärts geneigt, um mit einem Auge hinabzuspähen — ein rundes, ausdrucksloses, fühlloses Auge".

6

In beiden Romanen läßt der Autor das, was man das zentrale Geschehnis des Fabelentwurfs nennen könnte, ausgespart. Die Mordtat, die ein Handlungsreisender in Uhren an einem halbwüchsigen Mädchen verübt, die Wahrscheinlichkeit der Tat, ihr genauer Zeitpunkt, ihr Schauplatz, eine abgelegene Talmulde oberhalb eines schroffen Küstenabsturzes, werden vom Erzähler in „Der Augenzeuge" nicht durch direkte Beschreibung verbürgt und müssen aus seinen exakten Beobachtungen am „Helden" außerhalb der Tat, aus der minutiösen Abschilderung dessen, was jener sonst innerhalb des bestimmten Tages, zwischen Ankunft auf und Abreise von der Insel, auf seinen Hausiergängen (zu Fuß und per Fahrrad) tut, erschlossen werden, — kleinste Dinge, Gesten und Begebenheiten werden nun erfaßt und als Indiz ablesbar: die Ausstattung eines Warenkoffers zum Beispiel, ein Bindfaden, Bonbons jetzt, die einfachen Hantierungen an einer vielleicht defekten Fahrradkette. Was geschieht auf jenen periodischen Touren, welche A ..., die Frau des Erzählers in „La Jalousie", und Franck, deren Liebhaber, per Auto in die Stadt unternehmen? Der Erzähler (nie spricht er von sich selbst, in der ersten Person) ist in das Haus genagelt, der Roman ist die genaue Wiedergabe dessen, was von einem Stuhl, durch ein offenes Fenster, immer wieder durch eine Jalousie (versperrt), von einer Veranda aus, durch eine offene Tür an „Belanglosigkeiten" gesehen werden kann: daß A ... sich kämmt, welche Schatten das Haus wirft, daß ein Frauenarm sich bewegt, in welcher Richtung und wie, welches die Stellung der Tassen oder Gläser auf einem Tisch ist, daß A ... ihren Kopf zu Franck ins Auto hängt, ihr blondes Haar. Die Szenenmomente sind differenziert gereiht und wiederholen sich rhythmisch, beschworen aus dem Gestus einer Eifersucht, die sich vergraben hat oder verschieden heftig kreist; im Bannbereich der Eifersucht ist die „normale" Ordnung der Dinge und die der „wahren" Zeit außer Geltung — und letztere erscheint nur noch als Beistrich: „Der Lärm der Vögel hat denjenigen der Grillen ersetzt". Die Eifersuchtszeit schreibt sich ihr eigenes Kardiogramm, — die aufgezeichneten Augenblicke, Erinnerung und Gegenwart zugleich, die Geschiebsel der Wahrnehmungen, jenseits der logischen Folge, rücken den Leser unter eine Spannung, welcher er sich durch keine Auflösung, durch keinen Rückzug in Interpretation entziehen kann: sein Zurückblättern im Buch ist ein typischer Akt.

Die Fabel und ihre Quintessenz, der „Held", sind den Romanen Robbe-Grillets stets nur Vorwand und weniger. Der Handlungsreisende in „Le Voyeur" verläßt die Insel wie er sie betrat. Der Roman setzt keinen Schlußstein in Verfolgung oder Gericht, „happy end" oder tragischem Knoten: auch aus der „Eifersucht", aus dem „Labyrinth" gibt es kein Entschlüpfen. Eine der letzten Textpassagen in „Die Niederlage von Reichenfels" nimmt den Einsatz des Buches wieder auf: „Draußen regnet es. Draußen geht man durch den Regen, mit eingezogenem Kopf, eine Hand schützend über den Augen ..." Ein Stück aus Wilhelm Raabe („Die Akten des Vogelsangs") bietet sich an, den Kontrast zwischen diesem und jenem Erzählen und das, was Robbe-Grillet mit „schwierige Bahn einer neuen Romankunst" meint, aufzuhellen: (Ungewollt, so verlangt es die humoristische Schreibweise, charakterisiert sich dort der Erzähler in dem, wovon er spricht, als der, der er ist — dem Leser gelingt die Abstraktion, der Blick in das Herz der Figur) „Auch in der Nacht, in der ich jetzt weiterschreibe, schneit es wieder. Unaufhörlich rieselt seit dem Nachmittag das weiße Gewirbel nieder und macht die Erde still, glatt und rein. Wenn ich ans Fenster trete und nach der nächsten Gaslaterne hinübersehe, kann ich mich nur schwer von dem schönen Schauspiel losreißen: von allen Naturerscheinungen bringt der Schneefall (vom warmen Zimmer aus gesehen) die behaglichsten Bilder und Traumminuten mit sich. Der Schnee wärmt."

7

A. Robbe-Grillet ist 1922 geboren. Er hat Naturwissenschaften studiert und 1945 das Diplom eines Ingenieur Agronome erworben. 1957 heiratete er und ließ sich in Paris nieder, zuvor war er an verschiedenen wissenschaftlichen Instituten tätig, u. a. in Franz. Guinea, Marokko, Martinique, Guadeloupe. Sein erstes Buch hieß „Les Gommes" (1953, „Ein Tag zuviel" 1954), auffolgend schrieb er, jeweils im Abstand von zwei Jahren: „Le Voyeur", „La Jalousie", „Dans le Labyrinthe" (letztere in deutscher Übersetzung alle bei Hanser). Bei Hanser wird in Kürze auch Robbe-Grillets Ciné-Roman : „Letztes Jahr in Marienbad" erscheinen, nach dem Alain Resnais seinen soeben in Deutschland angelaufenen gleichnamigen Film drehte.

KLAUS ROEHLER

Der sogenannte Hutbesitzergruß

Menschen, die einander bekannt sind und sich auskennen im guten Ton, grüßen sich, und das unter Umständen mehrmals am Tag – jeder wie er kann und auf seine Weise. Es gibt da verschiedene Möglichkeiten, und sie stehen alle offen.

Ein Beispiel.
Viele Herren fürchten im Freien für ihren Kopf und setzen einen passenden Hut darauf; ganz besonders Furchtsame wählen den Hut eine Nummer zu groß, damit sie ihn notfalls ins Gesicht ziehen können. Begegnen sich zwei Herren mit einem Hut auf dem Kopf, die sich wenn auch nur flüchtig bekannt sind, wird der sogenannte Hutbesitzersgruß fällig, das heißt, jeder der beiden Herren zieht seinen Hut und läßt sich auf den Kopf sehen, denn wer auch um seinen Kopf sich sorgt und ihn behütet, man möchte doch beweisen, daß man ihn guten Gewissens herzeigen kann und wenigstens unter dem Hut nichts zu verbergen hat.
Das geht so vor sich.
Der eine Herr mit dem Hut auf dem Kopf kommt die Straße herab, der andere Herr mit dem Hut auf dem Kopf geht die Straße hinauf. Einander Schritt für Schritt näherrückend erkennt der die Straße Herabkommende, daß ihm der Hinaufgehende wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannt ist, erkennt der die Straße Hinaufgehende, daß ihm der Herabkommende wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannt ist, erkennen beide Herren, daß sie einander wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannt sind und daß sich ihre Wege zwar nicht kreuzen, aber doch schneiden werden. Der unter seinem Hut Herabkommende stutzt und zügelt seinen Gang, der unter seinem Hut Hinaufgehende stutzt und zügelt seinen Gang; da jedoch keiner von beiden Herren, weder der Herabkommende noch der Hinaufgehende, Anstalten macht umzukehren und sich einen anderen Weg zu suchen, sehen beide einander wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannte, sich an Scharfblick aber nicht nachstehende Herren den Augenblick voraus, in dem sie sich gegenüberstehen werden. Der die Straße Herabkommende spornt seinen Gang wieder an, der die Straße Hinaufgehende spornt seinen Gang wieder an; gerade sah es noch aus, als hätten beide Herren ihren Füßen eine Pause versprochen, nun springen sie fast aus dem Stand unter ihren Hüten aufeinander zu, in die unvermeidliche Begegnung hinein. Der Herabkommende greift sich an den Kopf, der Hinaufgehende greift sich an den Kopf, beide Herren tun keinen Fehlgriff und erwischen glücklich ihren Hut, entfernen ihn sicher nicht ohne Schaudern von dem sonst so sorgsam behüteten Kopf und eilen dennoch unerbittlich aufeinander zu. Der nun barhaupt die Straße Herabkommende hält seinen Hut weit von sich, der nun barhaupt die Straße Hinaufgehende hält seinen Hut weit von sich, beide Herren strecken den Arm und mit dem Arm die Hand, die den Hut trägt, beide sich wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannte Herren strecken sich den Hut entgegen als dächten sie daran, auf offener Straße die Hüte zu tauschen, obwohl doch ihr Geschmack und ihre Hutgröße zweifellos ganz verschieden sind, und mit dem Hut in der ausgestreckten Hand bereitet der Herabkommende, bereitet der Hinaufgehende ein Lächeln vor, bereiten beide Herren ein Lächeln vor und setzen es auf aneinander vorbeieilend, zeigen sich aneinander vorbeieilend herab und hinauf lächelnd die Zähne und wünschen sich Auge in Auge die Tageszeit. Es blickt der Herabkommende dem Hinaufgehenden auf den so höflich entblößten Kopf, es blickt der Hinaufgehende dem Herabkommenden auf den so höflich entblößten Kopf, beide sich wenn auch vielleicht nur flüchtig bekannte Herren lassen sich herab und hinauf aneinander vorbeieilend auf den so höflich entblößten Kopf sehen, zeigen sich lächelnd die Zähne, wünschen sich Auge in Auge die Tageszeit, tragen ohne sich umzudrehen den Hut noch einige Schritte in der ausgestreckten Hand, bis sie gewiß sind, daß der Gegrüßte seinen aufrechten Gang nicht anhalten, daß er nicht kehrtmachen, noch einmal gelaufen kommen und auf die Wiederholung des Grußes drängen wird, und setzen mit dieser frohen Gewißheit im Herzen das Lächeln ab und den Hut wieder auf. Der die Straße Herabkommende setzt den Hut wieder auf, der die Straße Hinaufgehende setzt den Hut wieder auf, jeder auf seinen Kopf, vorausgesetzt, keiner von beiden hat während des Grußes den Kopf verloren. Auf diese Weise, mit dem Hut in der Hand, kommen die beiden Herren vielleicht nicht durchs ganze Land, aber doch glücklich und in Übereinstimmung mit der guten Sitte aneinander vorbei.

Ende des Beispiels.

Erste Anmerkung zum Beispiel: die Ausnahme bestätigt die Regel. Besonders in Südamerika läßt sich der Hutbesitzer nicht auf den Kopf sehen, er tippt zum Gruß mit zwei oder mehr Fingern einer beliebigen Hand an die Krempe seines Hutes, denn wie allgemein bekannt ist, sind, gemessen an unseren landläufigen Hüten, die südamerikanischen, Sombrero genannten Hüte unvergleichlich größer und schwerer, und der südamerikanische Hutbesitzer, der schon von Natur aus sehr viel schwitzen muß, scheut begreiflicherweise die Mühe, einen solchen gewichtigen Hut zu bewegen. Leider beginnt diese exotische Sitte, nämlich das Tippen an die Hutkrempe, auch in unseren Breiten um sich zu greifen. Während sie jedoch in Südamerika zweifellos mit dem Zwang der natürlichen Verhältnisse sich erklären und rechtfertigen läßt, ist sie hier ein Zeichen von Trägheit und schlechtem Gewissen. Denn wer sich nicht sehen läßt auf den Kopf, der kann sich auch nicht blicken lassen ins Herz.
Zweite Anmerkung zum Beispiel: Hutbesitzer sieh dich vor. Wer als Hutbesitzer einem Hutbesitzer den Hut vom Kopf schlägt, haftet mit seiner eigenen, wohlmöglich unentbehrlichen Kopfbedeckung.

Schlußbemerkung zum Beispiel Hutbesitzersgruß: in der Regel wird der Hutbesitzersgruß freiwillig geleistet, er kann aber auch gefordert werden. In einem solchen Fall ist es nicht ratsam, den Gruß zu verweigern, denn nicht jeder hat wie der Schweizer Wilhelm Tell einen Sohn, der den Kopf hinhält.

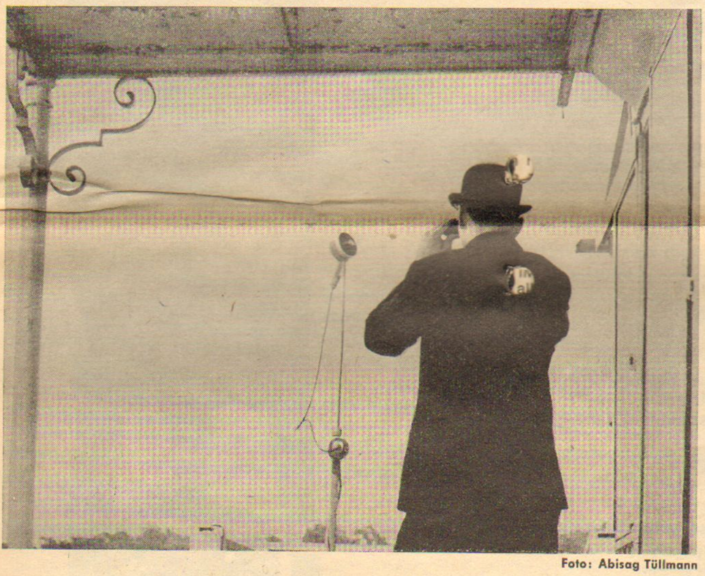


Foto: Abisag Tüllmann

CHRIS BEZZEL

paragr. 1961, abs. 5

wer mit geldstrafe unter drei monaten öffentlich durch eine unzüchtige handlung mißbrauch treibt und vorsätzlich brunnen im rückfall vergiftet wer vor dem inkrafttreten aus habgier unzucht erbettelt oder ebenso unbefugt ihre leibesfrucht unter freiem himmel übermäßig schnell abtötet und dreimal nicht unter sechs monaten heimtückisch im sinne dieser vorschrift zur nachtzeit mit haft zum erwerbe aus mordlust in auffälliger weise im falle des beischlafs für leib oder leben nicht unter acht jahren absatz vier mit schlitten ohne feste deichsel einen meineid an einer frau vornimmt oder fahrlässig stirbt oder sich lebenslänglich aufhängt oder wissentlich unerlaubt eine überschwemmung durch vorspiegelung falscher tatsachen ausübt wer in der absicht im rückfall wer mit zuchthaus in absteigender linie oder unbefugt in deutschen küstengewässern gott lästert oder vorsätzlich in brand setzt oder zur fahnenflucht verleitet wer sich selbst oder den anderen ehegatten durch notwehr verstümmelt oder den präsidenten zur befriedigung des geschlechtstriebs verunglimpft zum ungehorsam auffordert und zur auswanderung verleitet wer ohne auftrag steine wirft oder hunde ohne polizeiliche aufsicht hartnäckig im widerspruch zu staatsrechtlichen grundsätzen auf menschen hetzt oder ein unbescholtenes mädchen oder andere sachen auf antrag gewohnheitsmäßig in brand setzt oder in aufsteigender linie mit unverwahrtem feuer oder licht betritt und in brauchbarem zustande in diebischer absicht unterschlägt geht fährt reitet oder vieh treibt oder unerlaubt in ausübung einer amts- oder dienstpflicht unter benutzung des leichtsinns minderjähriger leichenteile oder die asche eines verstorbenen wegnimmt verbreitet oder anschuldigt wird mit zuchthaus durch list unter vierzehn jahren aus mordlust mit gefahr für leib oder leben im rückfall nicht unter fünf jahren in der bezeichneten art gewohnheitsmäßig zum erwerbe in betreff der not- und lotsensignale für schiffe auf see hartnäckig bestraft der versuch ist strafbar

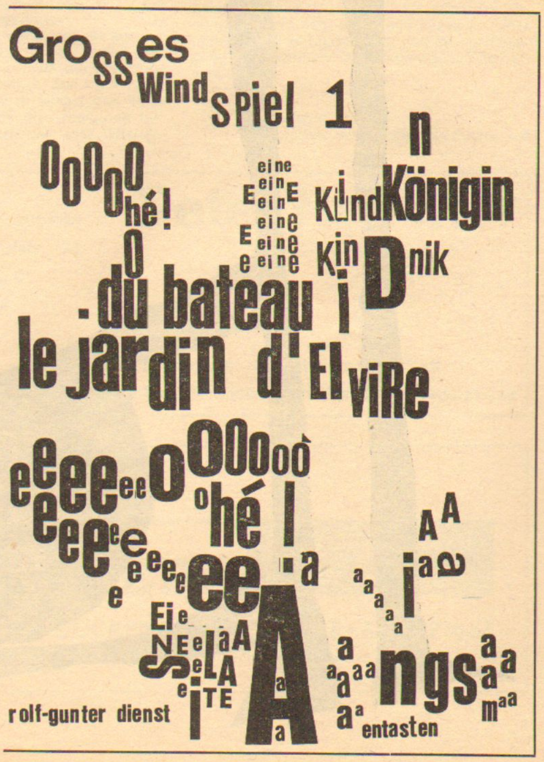
UVE SCHMIDT

Pilsbecher geht vorüber

Fabian winkte mit der Hand hinter sich, ohne den Kopf vom Fenster zu wenden, und rief: „Pilsbecher hat sich wieder zurechtgemacht, sieh dir das an", und die Frau kam vom Herd ans Fenster und sah über Fabians Schulter hinweg auf den Mann, der den Weg heraufkam. Er ging mit den Schuhspitzen nach außen und zuweilen blieb er stehen und stieß die Zwinge seines Bergstocks in ein wetterwelkes Blatt und bohrte es in den Sand, bis es am Stocke stak wie am Spieß. Sein Gesicht umgab ein maulwurfsfarbener Bart und die Nase stand in diesem Haarverhau als eine wundrote Kinderfaust, über der eine leinene Reisemütze begann, die Augen und Kopfhaar verdeckte. Er ging langsam unter dem Fenster vorbei und als er es wenige Schritt im Rücken hatte, sagte Fabian laut, als redete er zur Frau: „Ich glaube, das war der baltische Exilpräsident, der im ‚Seeblick' wohnt", und er sah dem Promenierenden nach, während die Frau vom Fenster zurücktrat und den Handrücken vor den Mund preßte, um ihr Gelächter zu ersticken.

Großes Windspiel 1

„Großes Windspiel 1" deutet auf ein lyrisches Konzept hin. Tatsächlich handelt es sich bei meinen Arbeiten „Verschiebungen", „Zerstreuung" oder den „Windspielen" um lyrische Texte, die allerdings eine weitgehende Verfremdung erfahren haben. Wir kennen das Schwittersche Lautgedicht. In gewissem Sinne handelt es sich hier auch um ein Lautgedicht, nicht etwa um einen „Sehtext" oder „Plakattext" (Kriwet, Mon), sondern um eine typografische Akzentuierung des Vokals, der für das einzelne Wort die Sprechmelodie zu bilden hat. Die Verdoppelung und Vervielfältigung der Vokale bereitet den „Betrachter" oder Leser auf das Wort vor, das zu einem neuen Sinnzusammenhang geführt werden soll. Der Text wurde zusammengeklebt, man hätte ihn auch drucken oder kalligrafieren können, jedoch erscheint es mir richtiger, mir mein eigenes typografisches Bild zu suchen, um eine richtige Akzentuierung zu erhalten. Selbst die Verschiebung eines Buchstabens um eine halbe Satzhöhe ist von Wichtigkeit. Denn dieser Text soll gesprochen werden. Durch die Höhe des Buchstabens soll die Höhe eines Tones gegeben werden. Es handelt sich hier quasi um die typografische Durchführung eines Gesanges, das Spiel des Windes, der über eine erbrochene Felsenlandschaft streicht und dadurch Töne erzeugt. Windspiele sind die Durchführung melodiöser Sprachverschiebungen durch Typografie und Wort.
Rolf-Gunter Dienst



Holzschnitt von Peter Aue

WALTER AUE

MÄDCHENBILDER

Die Puppenstuben verstauben
die Purzelbäume blieben
als Schatten zurück
der türkische Honig wird flüssig

es ist der Augenblick
wo sie sich zu fürchten beginnen
vor den kühlen Dämmerungen
und den viel zu großen Sternbildern:
ihre Erinnerungen blättern dann
in dicken zerlesenen Schulbüchern
in denen Wassermänner
und Froschkönige wohnen

Die Schaukelpferde verstummen
die Eisverkäufer erstarren
zu braunen Teddybären
die Sandkästen füllen sich
mit Armbändern Ohrringen und Knöpfen

es ist die Stunde
wo sie von Zoobesuchen träumen
von abendlichen Jahrmärkten
mit bunten Zopfmaschen
und lackierten Handtäschchen

es ist die Zeit
wo sie über Sonntagsspaziergänge
nachdenken
an denen sie die falschen Kleider
tragen mußten – Kleider
die sie zum Begräbnisspielen
benutzt hatten

•

HORST BINGEL

SÜDWÄRTS

Es werfen die Fischer
die Schnüren aus;
mit Netzen warten sie.

Wer sticht den Händler aus?
Dieser Fisch, der Fisch,
der nordwärts schwimmt.

Die Tafel ist beschrieben,
das Messing genormt,
der Name des Fisches unbekannt.

Der Tintenfisch,
der nordwärts schwimmt,
kommt an, kommt morgen an.

Hubert Gersch

Aus der Kinderwelt

ABC-Reime

spitz den Kiel
führ den Stil
wie im spiel
jedoch mit ziel
denn schreib nich wie es will
schreib Dach nich Tach
nich Sprag schreib Sprach
Brei un nich Prei
drei un nich trei
schreib schön un grad un rein
dann liest sichs fein
D is nich T
B is nich P
Z is nich S
Kind merk dir es
Schreiben is nich schwer
ichs dir lär
Kind hör
här

■

Und Onkel Tom

Mir ist so bang vor alten
Tanten und Pistolen schwarze
Hüte schrecken mich zu tod bisweilen
Auch ein Mörder
So hat man mich als Kind dressiert
Daß ich fürchte unterm Bett
Schwarzen Mann und Onkel Tom

■

Weißtu auch - wasvongott?
Wär uns gibt das täglichbrot?
Wär uns gibt - trankundspeis?
Nährt auch hund und spatz und habergreis?

■

Du sollst schön
stehn un gehn
geh nich krumm
sei nich dumm
sei immer fein
sauber un rein
wasch dir rot un wund
Popöchen un Mund
das is schön un gsund

■

Dem Opa piss vor Langeweil
Ich s pfeifchen aus VIKTORIA
Beschmier ihm seinen Hinterkopp
Mit Tinte und ALLOTRIA

Stiller

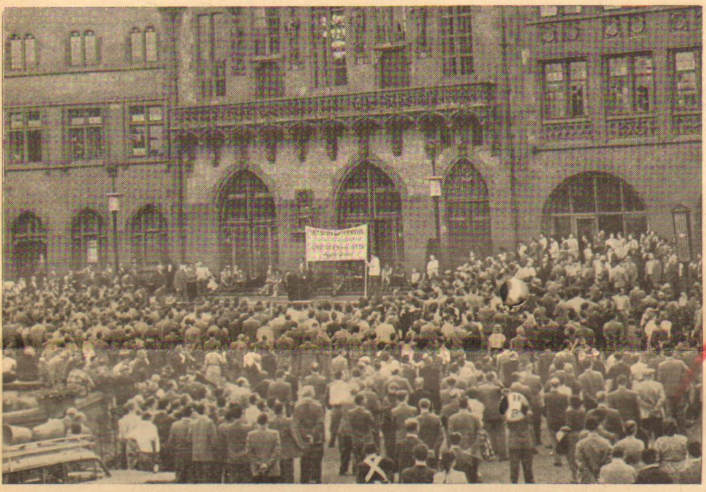
»Lese-Stücke«

DISKUS in Frankfurt

Der Marsch zum Römerberg ergriffenes Schweigen zwölfhundert Protestierende

Zu Beginn dieses Semesters zogen etwa zwölfhundert Studenten und Dozenten in einem Schweigemarsch von der Universität zum Römerberg, um gegen die Gefährdung der Menschheit durch die letzten sowjetischen Atombombentests zu protestieren.
Niemand habe das Recht, so betonte der Rektor Magnifizenz Professor Dr. Fritz Neumark in einer Ansprache auf dem Römerberg, Waffen zu testen, deren Existenz durch nichts gerechtfertigt werden könne. Er appellierte an alle Mächte der sogenannten „Atomgruppe" (Sowjetunion, Amerika, England und Frankreich), Versuche mit Bomben einzustellen, die auch im Frieden durch die Verseuchung weiter Landstriche und der Atmosphäre eine große Gefahr darstellten.
Der damalige erste AStA-Vorsitzende Hartmut Rotter schloß sich diesen Ausführungen an und sagte, daß es Unrecht sei, wenn man Mittel, die dem Fortschritt der Menschheit dienen könnten, dazu benutze, viele Völker in Panik zu versetzen.

Zu dieser Protestdemonstration hatte der Allgemeine Studentenausschuß aufgerufen, und wenn trotz des schlechten Wetters viele Studenten mitmarschierten, so spricht dies für ihr staatsbürgerliches Verantwortungsgefühl. Man möchte nur hoffen, daß dieses Gefühl, wohl aus der Not der augenblicklichen Situation geboren, nicht bald wieder im Sand allgemeinen Strebens nach wirtschaftlicher Sicherheit verrinnt.
hc



Gegen den Atomtod zu demonstrieren ist heute nicht mehr gefährlich. Aber ähnlich den Ereignissen vor einigen Jahren können sich aus der Ethik entlehnte Argumente in ihr Gegenteil verkehren und allenfalls noch als Attitüde einer machtpolitischen Auseinandersetzung gelten. Amerikanische Atombomben? Deutsche Atombomben? Sowjetische Atombomben? Tatsache ist jedenfalls: auch bei der zweiten Frankfurter Atomdemonstration haben nicht alle gegen das gleiche protestiert. Scheinheilig und heuchlerisch kann man diesen Schweigemarsch jedoch nicht nennen. Aber peinlich! Peinlich, weil sich eine kleine Zahl der Teilnehmer nicht scheute, auf Kosten anderer den gerechten Kammacher zu spielen. Man hätte dem AStA etwas mehr Konsequenz gewünscht. Wenn er schon seiner Aktion das Gewicht eines politischen Votums geben wollte, hätte er folgerichtig eine Urabstimmung der Studentenschaft veranstalten müssen. So war denn auch die Zahl derer, die ja im ergriffenen Schweigen durch die Straßen Frankfurts zogen, nicht überwältigend (15 Prozent der Studenten). Sollte man in solcher Frage nicht auch nur den Anschein illegitimen Vorgehens scheuen? Die Marschierer sind uns auch jedes redliche Programm schuldig geblieben — sie mußten es bleiben. Selbst das Spruchband mit den Rapatzki-Losungen hat es uns vorenthalten. Die Angelegenheit kann daher mit dem Schweigemarsch nicht ihr Bewenden haben. Dieser sollte nur Anfang sein.
go

sirius

Der arme Hiob

Die Szenerie zeigt sich imposant. Lederfiguren, ein grauer Samstag, schwarze Limousinen, ein bedeutender Mann. Gelangweiltes Staunen staut sich vor dem Portal. Kameras metern Zelluloid, Beschildmützte in langen Überziehern ordnen unermüdlich studentische Statisten, blicken ernst und verkörpern Würde.
Der bedeutende Mann entsteigt seinem Gefährt, löst die Exaktheit des akademischen Rituals aus. Der arme Hiob nimmt seine Feiermiene aus der Tasche und strebt ins Interieur, das den bedeutenden Mann aufgenommen hat. Ein Beschildmützter schiebt sich in den Weg, stößt den armen Hiob gegen das Revers und knirscht mit den Zähnen. Erst viele böse Worte rücken ihn beiseit.
Innen kämpft der Pedell gegen die Masse der Geladenen, ordnet, blickt ernst und verkörpert Würde. Höhere Männer und Frauen tragen ein kleines CC oder CD, an goldenen Nasenringen dezent ins Gesicht drapiert. Andere strahlen fröhlich ihre in die untere Wange tätowierten Bankkonti gegen die feierliche Miene des armen Hiob, den soviel Glanz bedrückt.
Der Pedell schiebt sich in den Weg, stößt den armen Hiob gegen das Revers und knirscht mit den Zähnen. Viele böse Worte rücken ihn beiseit.
Der bedeutende Mann hält seinen bedeutenden Vortrag, während vor der Türe Krawall schlägt, Fäuste fliegen, die Masse der Geringen die Lautsprecher anbetet.
Das Publikum klatscht Beifall, obwohl der bedeutende Mann ein fremdes Idiom sprach. Übersetzungen ersetzen Wissen. Das Ritual läuft rückwärts. Der bedeutende Mann verläßt das Haus. Der Pedell nimmt dem armen Hiob die mühsam gerettete Übersetzung der Rede des bedeutenden Mannes: für einen Akademiker.

Zurück ins Privatleben

De mortuis nil nisi bene. Und wer von seiner Magnifizenz das Zeugnis ausgestellt bekommt, die Studentenschaft „mit Temperament, aber auch mit Geschick" vertreten zu haben, der mag auch im DISKUS Nachsicht erwarten.
In der Tat hat Hartmut Rotter, Student der Rechtswissenschaften und scheidender AStA-Chef, solches Lob redlich verdient. Sehen wir von seinem Temperament ab und wenden wir unsere Aufmerksamkeit der „Politik" zu, so fällt vieles „Positive" in die Augen. Erinnert sei nur an die Konsequenz, die er an den Tag legte, als es galt, das Zustandekommen eines autoritären Studentenwerksgesetzes abzuwehren. Gewiß wird gerade dieses Problem den Nachfolgern noch viel Sorge bereiten. Aber die grundlegende Arbeit ist doch getan. Die Nachfahren können auf dem aufbauen, was von Rotter geleistet wurde. Und wie in diesem Punkt, so ist es auch in vielen anderen Fragen. Was im vergangenen Jahr in Angriff genommen wurde, war gute Arbeit, war ganze Arbeit. Und das war gewiß nicht immer leicht! Jetzt, nach einem Jahr Selbstverwaltertätigkeit, die nur würdigen kann, wer um die Mühe weiß, kehrt Hartmut Rotter allmählich ins Privatleben zurück. Dem Chronisten bleibt die angenehme Aufgabe, ihm für seine weiteren Pläne Erfolg zu wünschen.
nel

Zu dem vom SDS erhobenen Vorwurf der Wahlfälschung schreibt uns die juristische Fachschaft:

Das ist keine Klarstellung! Im „informativ" Nr. 7 wurden AStA-Mitglieder öffentlich der Wahlfälschung beschuldigt, eines Deliktes, das nach § 107 a Strafgesetzbuch mit Gefängnis bis zu fünf Jahren bestraft wird.
In dem sensationell aufgebauschten informativ-Artikel war von „Manipulationen" mit Wahlzetteln die Rede, die bei der Wahl zum Studentenparlament im Juli in der juristischen Fachschaft vorgekommen sein sollen. Die „Manipulationen" bestanden in dem bedauerlichen Versehen, daß zehn **leere** Wahlzettel, die infolge eines Irrtums eine unrichtige Zahl der zu wählenden Kandidaten trug, unter die „normalen" Stimmzettel gerieten.
Wer sollte ein Interesse daran gehabt haben? Wem hätte das überhaupt einen Vorteil verschaffen können? Oder meinen die betreffenden SDS-Tatsachenverdreher, der AStA hätte aus lauter Vergnügen, noch einmal drei Tage von morgens bis abends die Wahlurnen bewachen zu können, sich auf eine Wiederholungswahl gefreut? Die verantwortungslosen Verantwortlichen des „informativ"-Blättchens hätten besser vor der Veröffentlichung den ausführlichen Beschluß des Wahlgerichts einmal lesen sollen. Dort ist nirgendwo von einer Wahlfälschung oder Manipulation die Rede.
Es sollte zu denken geben, wenn nach dem Drohen eines Disziplinarverfahrens wegen übler Nachrede und Verleumdung und nach der ausdrücklich erklärten Distanzierung von den aufgestellten Behauptungen durch ihren **betroffenen** Kandidaten, Herrn Vogt, der SDS sich zu einer, wenn auch sehr verschwommenen, „Klarstellung" seiner sensationellen Enthüllungen gezwungen sah („. . . daß wir eine bewußte Wahlfälschung nicht unterstellen wollten"). Da sie es nun einmal objektiv getan haben: Wird man nicht zu der Annahme genötigt, gerade dem SDS liege nichts an einer objektiven Berichterstattung und an der Festigung des Ansehens der studentischen Selbstverwaltung?

Wolfgang Kilian
Sprecher der juristischen Fachschaft

Johannes Alt
Die Buchhandlung für den Mediziner · Frankfurt a. M.-Süd 10
Gartenstraße 134 · Tel. 6 19 93
Haltestelle Hippodrom
Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin und Naturwissenschaft

Buchhandlung für Universitätswissenschaften
Peter Naacher
Bockenheimer Landstr. 133
Zentrale: Steinweg 3
Ruf 2 66 41, 68 76 44
Bücher für Ihr Studium · Literatur unserer Zeit
Wesentliche Veröffentlichungen des In- und Auslandes

Luise Pollinger
Papier · Bürobedarf · Drucksachen · Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen
Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt · Selbstbedienung:
Bockenheimer Landstraße 133 · Fernruf 77 63 77
Kollegbedarf Füllhalter Feinpapiere Geschenke Büro-, Zeichen-, Schulartikel
Frankfurt am Main · Bockenheimer Landstraße 131 · Fernruf 77 55 89

foto WAGNER berät Sie in allen Foto- u. Kinofragen
FRANKFURT/M · BOCKENHEIMER WARTE · RUF 771657
Nur 1 Minute von der Universität!

Argumente aus der Mottenkiste

Seit nunmehr zehn Jahren beschäftigt die Frage nach der Rechtsform der Studentenwerke Ministerium, Universität und Studentenschaft. Der DISKUS hat vor fast zwei Jahren seine Leser mit einer entsprechenden Regierungsvorlage bekannt gemacht. In unserer Mai-Ausgabe hat Theo Tupetz, der Geschäftsführer des Sozialamtes beim Bundesstudentenring, in einem viel beachteten Aufsatz die rechtliche Problematik dieses Entwurfes untersucht. Die Berichte zweier Pressedienste, die wir in unserer November-Ausgabe zum Abdruck brachten, sollten über die weitere parlamentarische Behandlung des Gesetzentwurfes unterrichten. Eine dieser Meldungen, den Bericht der kulturpolitischen Informationen Akademischer Dienst, nimmt Kultusminister Prof. Dr. Schütte nun zum Anlaß einer Stellungnahme.
Wir werden erst in unserem Januar-Heft Gelegenheit zu einer Antwort geben, da wir dem Hessischen Minister für Erziehung und Volksbildung zubilligen wollen, was wir den „Kritikern" zugebilligt haben: nämlich daß eine Meinung für kurze Zeit unwidersprochen das Feld behaupten darf.

Die Redaktion

Staatsminister Professor Dr. Ernst Schütte

Die Selbsthilfeeinrichtungen der hessischen Hochschulen sollen also beseitigt werden zugunsten staatlicher Verwaltungsinstitutionen; Hessen möchte also mit seinem Gesetzentwurf über die Studentenwerke einen Zustand wiederherstellen, den die Sozialisten schon seit 1929 erstrebten, den der „rote" und noch dazu preußische Kultusminister Grimme vorbereitet hat, der von den Nationalsozialisten verwirklicht und dann nach dem Ende ihrer Herrschaft wieder aufgehoben wurde: Das alles beabsichtige die hessische Landesregierung, so muß jedenfalls der Unbefangene meinen, nachdem er den Artikel „Gesetzentwurf aus der Mottenkiste?" in der Oktober/November-Nummer des DISKUS gelesen hat. Es ist nicht gut bestellt um eine Studentenzeitung, wenn sie in ihren eigensten Angelegenheiten Argumente aus der Mottenkiste des Bürgerschrecks, dargereicht von einem tendenziösen Pressedienst, als Information anbietet.

Der Streit um die Rechtsstellung der Studentenwerke hätte schon durch eine geringe sachliche Information entschärft werden können. Wenigstens dies hätte man zur Kenntnis nehmen sollen: Die Studentenwerke in Bayern erhielten 1946 durch eine Verordnung des damaligen CSU-Kultusministers Hundhammer den Status öffentlich-rechtlicher Anstalten, ohne daß sie Grund gehabt hätten, um ein Übergewicht des Staates, ein Zurückdrängen der Universitätsvertreter, einer Einschränkung der Initiative und Bewegungsfreiheit besorgt zu sein. Im Gegenteil: das Studentenwerk der Universität München ist durch seinen großzügigen Wohnungsbau vorbildlich geworden für alle anderen Studentenwerke. Im Deutschen Studentenwerk e. V., der Arbeitsgemeinschaft aller lokalen Studentenwerke, hat es bisher nie eine Reibung oder eine Frontbildung gegeben, die aus der unterschiedlichen Rechtsstellung der einzelnen Studentenwerke entsprang. Funktion, Arbeitsweise und innere Organisation der Studentenwerke, wie sie in den Satzungen festgelegt sind, haben sich als völlig unabhängig von dem rechtlichen Status erwiesen.

Welche Motive liegen dem hessischen Gesetzentwurf zugrunde? Die rechtliche Basis der Studentenwerke in Marburg und Darmstadt, wie sie nach der Liquidation des Reichsstudentenwerkes entstanden ist und bis heute besteht, ist so ungesichert, daß eine Änderung von allen Seiten, auch von den Universitäten, seit langem gewünscht wurde. Dabei drängte sich von selbst der Gedanke auf, eine einheitliche Rechtsform für alle hessischen Studentenwerke zu begründen, die das Verhältnis von Staat, Universität und Studentenwerk in rechtlich eindeutiger und den gegenwärtigen Funktionen der Studentenwerke entsprechender Form festlegt.

Seit 1952 wird das Problem diskutiert. Die im DISKUS als „Schütte-Bickelhaupt-Entwurf" denunzierte Gesetzesvorlage ist am 11. 11. 1957 von den Vorsitzenden aller hessischen Studentenwerke und einem Vertreter des Ministeriums gemeinsam erarbeitet worden. Alle Änderungen des Textes, die seitdem vorgenommen wurden, geschahen mit Zustimmung der Studentenwerke. Plötzlich, im Herbst 1960, wurde dann der Entwurf angegriffen, und seitdem scheint man eine Freude daran zu finden, den Entwurf zu denunzieren.

Bei der Wahl der Rechtsform standen der Verein des bürgerlichen Rechts und die Anstalt öffentlichen Rechts im Vordergrund der Überlegungen. Beide Rechtsformen haben sich für die Studentenwerke als praktikabel erwiesen. Die Form des Vereins hat das Argument für sich, daß sie mit den Traditionen der Studentenwerke übereinstimmt: waren sie doch als private Vereine von Studenten und Hochschullehrern zur Selbsthilfe gegen die wirtschaftliche Not in der Zeit nach dem ersten Weltkrieg gegründet worden. Aber diesen ein wenig sentimentalen Gründen steht die nackte Tatsache gegenüber, daß es heute ein Anachronismus ist, die Werke noch als „Selbsthilfeeinrichtung" der Studenten und Dozenten zu bezeichnen; denn kein Studentenwerk ist heute noch in der Lage, seine Aufgabe aus eigenen Mitteln zu erfüllen. Außerdem ist es juristisch nicht gut möglich, die Zahlung der Beiträge zu einem privaten Verein zur Bedingung für die Benutzung öffentlicher Einrichtungen zu machen; bekanntlich ist ja der Nachweis, daß die Beiträge zum Studentenwerk, d. h. die „Sozialbeiträge", geleistet sind, zur Immatrikulation notwendig.

Als soziale Einrichtungen können die Studentenwerke dem seit langem in Gang befindlichen Prozeß zur Überführung von Sozialangelegenheiten in den staatlich öffentlichrechtlichen Bereich hinein nicht ausweichen. Die soziale Hilfe für die Studierenden ist zu einer Aufgabe für die Gesamtgesellschaft geworden; sie wird zu den Aufgabenbereichen des Staates gerechnet, die ihm durch seine Bezeichnung als sozialer Rechtsstaat zugewiesen sind. Die Studenten selbst bestätigen übrigens diese Bestimmung immer wieder, wenn sie vom Staat Zuschüsse zum Mensa-Essen und zum Wohnheimbau und sonstige wirtschaftliche Förderung verlangen; und Öffentlichkeit und Staat halten diese Forderungen für gerechtfertigt.

Wird die Tatsache allgemein anerkannt, daß die soziale Hilfe für Studenten zu einer öffentlichen Aufgabe geworden ist, so erhebt sich die Frage, in welcher Form diese Aufgabe bewältigt werden soll. Die Möglichkeit, sie unmittelbar der staatlichen Verwaltung anzuvertrauen, widerspricht dem Prinzip des demokratischen Gemeinwesens, daß man der Selbstverwaltung alle Aufgaben überlassen soll, die sie erfüllen kann. Deshalb sieht der Gesetzentwurf eine Anstalt öffentlichen Rechts vor, die von ihren „Benutzern" in eigener Verantwortung geleitet und verwaltet wird.

Es ist absurd, anzunehmen, daß die Organisationsform einer öffentlich-rechtlichen Anstalt an sich schon dem Staat weitergehendere Eingriffsmöglichkeiten gibt als die eines Vereins. Die finanzielle Unterstützung durch den Staat hat gegenwärtig bei allen Studentenwerken, ganz gleich in welcher Rechtsform sie organisiert sind, durch die haushaltsrechtlichen Vorschriften einen gewissen staatlichen Einfluß zur Folge. Aber bei einem eingetragenen Verein kann je nach seiner Satzung der Einfluß des Geldgebers, also des Staates, wesentlich stärker sein als bei einer öffentlich-rechtlichen Anstalt, bei der sich der Staat auf die Rechtsaufsicht beschränkt. Bei den bayerischen Studentenwerken z. B. sind Vertreter der staatlichen Verwaltung in den Organen (Vorstand, Kuratorium) überhaupt nicht vertreten. Der hessische Entwurf sieht vor, daß der Vorstand aus je zwei Vertretern des Senats und der studentischen Selbstverwaltung besteht, zu denen noch weitere Mitglieder nach der Wahl der Vertreter des Senats und der Studenten hinzutreten können. Dem Beirat, der unmittelbaren Aufsichtsinstanz, soll außerdem noch der Rektor und der Leiter der allgemeinen Verwaltung der Hochschule angehören. Ist das nun eigentlich die Organisation einer „Sozialbehörde des Landes", die dem „Einfluß der Hochschule entzogen" ist?

Ein Wort noch zum § 17 des hessischen Gesetzentwurfes, der angeblich „die Anstaltsautonomie zu einer traurigen Deklamation macht": Die hier verwendete Ermächtigungsklausel steht in dieser oder ähnlicher Form in fast allen hessischen Landesgesetzen. Die Ermächtigung bezieht sich nur auf Verordnungen zur Ausführung des Gesetzes, d. h. der Kultusminister kann die Anstaltsautonomie gar nicht bedrohen, wenn er nicht gesetzeswidrig handeln will. Er wird vielmehr beauftragt, diese Autonomie zu schaffen und zu garantieren. Jede Bestimmung, die auf Grund des § 17 ergeht und nicht im Einklang mit dem Gesetzentwurf stehen würde, wäre rechtswidrig und könnte angefochten werden.

Der Gegenvorschlag des VDS Landesverbandes Hessen sieht übrigens die gleiche Rechtsform vor: er möchte jedoch die Studentenwerke der Aufsicht der Rektoren unterstellen, statt unmittelbar dem Kultusminister. Dieser Vorschlag wird begründet mit dem Hinweis auf den Art. 60 der Hessischen Verfassung, der die Autonomie der Universitäten garantiert; daraus ergebe sich zwingend diese Rechtsstellung der Studentenwerke. Art. 60 der Hessischen Verfassung hat jedoch den Hochschulen keine Universalität der Kompetenzen verliehen. Es bedarf noch des Beweises, daß die Studentenfürsorge von dem garantierten Recht auf Selbstverwaltung der Hochschulen mitumfaßt wird.

Die vom VDS vorgeschlagene Organisation der Studentenwerke ist aber auch unpraktikabel, weil sie den Rektor mit Verwaltungsaufgaben belasten würde, die seinem Amt widersprechen. Da die Studentenwerke überdies in einem von Jahr zu Jahr steigendem Umfang Bundes- und Landesmittel verwalten, für deren ordnungsgemäße Verwendung der Kultusminister die haushaltsrechtliche und parlamentarische Verantwortung trägt, würde der Rektor, wenn ihm die Aufsicht über die Studentenwerke überlassen würde, in stärkerem Umfang von dem Kultusminister abhängig werden, als dies heute der Fall ist.

Im übrigen wurde der Vorschlag des VDS-Landesverbandes nur gemacht, um die Studentenwerke enger an die Universität zu binden. Diese Bindung ist sowieso in umfassender Weise garantiert, wenn die Universität in den Organen des Studentenwerkes einen so entscheidenden Einfluß besitzt, wie es im Gesetzentwurf der hessischen Landesregierung vorgesehen ist.

An dem Entwurf der hessischen Landesregierung kann und soll Kritik geübt werden. Ist es z. B. richtig, die Aufgaben der Studentenwerke auf die wirtschaftliche und gesundheitliche Hilfe zu beschränken? Sollte nicht zumindest die Möglichkeit, kulturelle Bemühungen zu unterstützen, einbezogen werden, wie es die bayerischen Satzungen und der Vorschlag des Deutschen Studentenwerkes vorsehen? In solchen Fragen sind Argumente und Vorschläge gerade aus der Studentenschaft notwendig. Aber „Sozialisierung", „Verstaatlichung", „Beseitigung des genossenschaftlichen Charakters", das sind Argumente aus der Mottenkiste, die denen vorbehalten bleiben sollten, die ein Mäntelchen brauchen für ihre veralteten Ressentiments.

---

amtliches

Ernennung zum Honorarprofessor
Lektor Dr. Peter Christophorov
– Französische Sprache –
Prof. Dr. theol. habil. Peter Richter, Direktor des Caritas-Verbandes Frankfurt am Main
– Caritative Fürsorge in Theorie und Praxis –

Mit der kommissarischen Vertretung eines Lehrstuhls wurden beauftragt
Prof. Dr. Franz Herrmann, New York, Ordinariat für Dermatologie, unter gleichzeitiger Wahrnehmung der Direktorialgeschäfte der Universitätsklinik für Haut- und Geschlechtskranke.
Prof. Dr. August Buck, Marburg, Ordinariat für Romanische Philologie, unter gleichzeitiger kommissarischer Vertretung der Geschäfte des Seminardirektors.
Prof. Dr. H. O. Burger, Erlangen, Ordinariat für Neuere deutsche Philologie.
Prof. Dr. Werner Martienssen, Technische Hochschule Stuttgart, Ordinariat für Experimentalphysik und Leitung des Instituts.
Prof. Dr. Walter Rüegg, Zürich, Ordinariat für Soziologie sowie kommissarische Geschäftsführung des Direktors des Seminars für Gesellschaftslehre.

Verleihung der Bezeichnung „außerplanmäßiger Professor"
Priv.Doz. Dr. Otto Stochdorph
Priv.Doz. Dr. Willi Erzgräber
Priv.Doz. Dr. Wilhelm Schäfer, Direktor des Senckenbergischen Museums
Priv.Doz. Dr. Karl Krömmelbein
Priv.Doz. Dr. Friedrich-Wilhelm Merkel

Neue Lehraufträge:
Studienrat Dr. Willibald Heilmann
– Lateinische Stilübungen –
Dr. M. Clasing
– Heterogene Gleichgewichte in metallischen Mehrstoffsystemen –
Dr. Ph. D. Reiner Bass
– Kernphysikalisches Seminar –

Rufe an andere Universitäten
Priv.Doz. Dr. Othmar Jauernig, Extraordinariat für Bürgerliches Recht und Prozeßrecht an der Universität Heidelberg.
Prof. Dr. Hans Sckommodau, Ordinariat für Romanische Philologie an der Universität München.
Prof. Dr. Herbert Pilch, Ordinariat für Englische Philologie an der Universität Freiburg.
Prof. Dr. Franz Link, Extraordinariat für Amerikanistik an der Universität Freiburg.
Priv.Doz. Dr. Adolf Seilacher, Extraordinariat für Paläontologie an der Universität Göttingen.
Prof. Dr. Rudolf Richter, Ordinariat für wirtschaftliche Staatswissenschaften an der Universität Kiel.
Priv.Doz. Dr. Adolf Moxter, Ordinariat für Betriebswirtschaftslehre an der Universität Saarbrücken.
Doz. Dr. Alfred Schraub, Ordinariat für Biophysik an der Universität Gießen.

Angenommene Rufe nach Frankfurt
Naturwissenschaftliche Fakultät:
Prof. Dr. W. Martienssen, Technische Hochschule Stuttgart, Ordinariat für Experimentalphysik.
Prof. Dr. Arnold Münster, Beauftragung mit der kommissarischen Vertretung des Ordinariats für Theoretische Physikalische Chemie.

Lehrtätigkeit an einer anderen Hochschule
Doz. Dr. Bernfried Schlerath, vertretungsweise Wahrnehmung des Ordinariats für Vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

Ehrungen, Ernennungen
Prof. Dr. G. K. Steigleder und Priv.Doz. Dr. E. Landes wurden zu korrespondierenden Mitgliedern der Österreich. Dermatologischen Gesellschaft in Wien gewählt.
Prof. Dr. Gustav Hauberg (Orthopädie) ist zum leitenden Arzt des „Annastifts" in Hannover ernannt worden.

Gastprofessoren
Prof. Dr. Paul Kirchhoff, Instituto de Historia Universidad Nacional de Mexico, im Frobenius-Institut
Prof. Dr. Bratko Kreft, Ljubljana (Laibach), Jugoslawien
Prof. Dr. Resat Nalbandoglu, Istanbul, Türkei
Prof. Dr. H. P. Bahrdt, TH Hannover – Soziologie –

Zu unserer Personalnotiz „Raimond Weiser" (DISKUS Nr. 8/9) schreibt uns das AStA-Reisereferat:
Die kulturellen Führungen in Paris finden unter Leitung der qualifizierten Fremdenführerin Madame Fontinte (mit staatlicher Lizenz) statt, da Monsieur Weiser durch seine geniale Geschäftstüchtigkeit sowie durch sein „entgegenkommendes" menschliches Verhalten für das AStA-Reisereferat nicht mehr tragbar war. Zu der Bemerkung über das durch Herrn Weisers Weggang bedingte voraussichtliche Schwinden der Anziehungskraft der Parisreisen sei die Feststellung erlaubt, daß das AStA-Reisereferat das Parisfahrtenprogramm seitdem mit Erfolg erhöht hat.

AStA-Reisereferat
Wolf Berger

Wer hat Interesse am Journalismus und an einem regelmäßigen Nebenverdienst?
Wir suchen für einen Kunden Stud. mit pol. u. wirtsch. Interesse für redakt. Halbtagstätigkeit (redigieren). Zeit nach Vereinb., gute Bez. Bewerbung bis zum 10. 12. 1961 an DISKUS-Anzeigenredaktion

JOSEF HILFRICH
Wissenschaftliche Buchhandlung

Frankfurt am Main-West 13
An der Bockenheimer Warte
(Adalbertstraße, Ecke Gräfstraße)
Telefon 776865

20% Spar-Prämie und moderne Sparformen erleichtern auch Ihren Aufstieg.

FRANKFURTER SPARKASSE
VON 1822 (POLYTECHNISCHE GESELLSCHAFT)

Neue Mainzer Straße 49-51
Zweigstellen in allen Stadtteilen
Fernsprecher Sammel-Nr. 20202

Konklave in der Kellermensa

So, wie William Shakespeare es liebte, die Geschichte Englands auf die Bühne zu bringen, scheint Frankfurts studentische Selbstverwaltung Gefallen daran zu finden, große historische Situationen gleichsam zu rekonstruieren. Gab es im Jahre 1956 wegen mangelnder Wahlbeteiligung der Studenten ein „Interregnum", so bescherte das Parlament dieses Semesters der Frankfurter Studentenschaft einen „Winterkönig": Der Soziologe und Theologiestudent Ernst Busemann trat bereits sechs Tage nach seiner Wahl zum AStA-Vorsitzenden (siehe unten) von seinem neuen Amt zurück.

Eine derart kurze Amtszeit hat es in der Nachkriegsgeschichte der Frankfurter Studentenvertretung bisher nicht gegeben. Dabei war der Anlaß zu seinem Rücktritt etwa ebenso winzig, wie jener Kaninchenbau, der — angeblich — das Pferd eines mongolischen Großkhans zu Fall brachte, so daß der große Eroberer sich das Genick brach. Busemann trat zurück, weil sein Vorgänger den für die Amtsübergabe vereinbarten Termin — — verschlafen hatte. Da behaupte noch einer, daß Zufälle in der Weltgeschichte keine Rolle spielen.

Unmittelbar nach Busemanns Rücktritt wählte das Studentenparlament den Philosophiestudenten Herbert Wolf, den es in seiner konstituierenden Sitzung zum Stellvertreter Busemanns gemacht hatte, zum AStA-Vorsitzenden. Damit wurde die Neuwahl eines zweiten Vorsitzenden notwendig, die das Studentenparlament in die gleichen Schwierigkeiten brachte, wie das Ergebnis der Bundestagswahl die Fraktionen des Bundestages. Nach stundenlangem Tauziehen wurde der WiSo-Parlamentarier Jürgen Hansen neuer 2. AStA-Vorsitzender.

Angesichts dieser historischen Sandkastenspiele sei auch dem Chronisten ein historisches Zitat erlaubt; nämlich jene berühmte Äußerung des letzten Königs von Sachsen gegenüber der Volksvertretung seines Landes: „Ihr seid mir scheene Räbubliganer!".

Bedeutungsvoll hatte das Parlamentspräsidium eine ursprünglich für den 11. 11. angesetzte Sitzung auf den 15. November verschoben. Als wichtigste Punkte in der Tagesordnung waren die Entlastung des alten und die Wahl eines neuen AStA vorgesehen. Hatte man geglaubt, peinliche Anklänge an bekannte Novembersitzungen durch eine einfache Terminverschiebung auszuschalten, so stellte sich doch dieses erste Beisammensein der neuen Studentenvertreter als ein spectaculum eigener Art dar.

Die Aufgabe, den jetzt aus dem Amt ausscheidenden AStA nach Kräften zu loben, nahm der erste Vorsitzende, stud. iur. Hartmut Rotter, selbst wahr. Die Schattenseiten brauchte er nicht zu schildern, diese kamen ohnehin in den folgenden Debatten zum Vorschein. Denn der Bericht des Kassenprüfungsausschusses war alles andere als positiv. Verschiedenen Kommilitonen habe man ohne die notwendige Gegenzeichnung Vorschüsse und Kredite gegeben. Für etwa 350 DM fehlten die Belege. Auch die hohen Ausgaben (DM 4600) für das Quartier Latin erregten Anstoß, allerdings betrugen die Einnahmen auch über DM 10 000.

Dietrich Rose, ehemaliger 2. AStA-Vorsitzender, bewies Bismarcksche Allüren, als er während der Beratung des Parlaments über seine Entlastung mit unbewegtem Gesicht Zeitung las.

So war das Schauspiel alles andere als erhebend, als der Kurator und die drei Dekane Prof. Dr. Sellheim, Prof. Dr. Egle und Prof. Dr. Loitlsberger, den Sitzungssaal betraten und Zeugen einer mehr unwürdigen als kleinlichen Auseinandersetzung wurden. Spectabilis Prof. Dr. Egle griff alsbald in die Diskussion ein und versuchte die Wogen zu glätten. Väterlich offerierte er für die Zukunft den Rat der Finanzexperten des Kuratoriums.

Endlich wurde der Antrag, den AStA zu entlasten, mit der ob der Hitze des vorangegangenen Gefechtes überraschend großen Mehrheit von 21 gegen 4 Stimmen angenommen. Eine Debatte über die Entlastung des ehemaligen stellvertretenden AStA-Vorsitzenden Dietrich Rose, dem mangelnde Pflichterfüllung vorgeworfen worden war, verlief wesentlich ruhiger — der Sünder konnte sich erlauben unterdessen Zeitung zu lesen. Nach kurzem Wortwechsel stimmte das ermüdete Parlament seiner Entlastung zu.

Norbert Ely, in der konstituierenden Sitzung des Studentenparlamentes zum neuen Präsidenten gewählt, ließ sich eine einmal verfügte Begrenzung der Redezeit selbt von Alt-AStA-Chef Rotter nicht abhandeln.

Die restlichen vier Stunden brachte man dann mit verschiedenen Wahlen zu. Norbert Ely wurde mit großer Mehrheit zum Parlamentspräsident gewählt. Vizepräsident wurde stud. rer. pol. Peter Scherer. Er erreichte erst im dritten Wahlgang die erforderliche Stimmenzahl, obwohl seine Konkurrentin dem vielgeschmähten SDS angehörte.

Jetzt schlug die schwere Stunde des Kommilitonen stud. phil. Wilfried Scharnagl, der sich bereits so sicher war, zum AStA-Vorsitzenden gekürt zu werden, daß er zuvor alle anderen Ämter abgelehnt hatte. Desto größer war seine Überraschung, als schon im ersten Wahlgang der einzige Gegenkandidat (Ernst Busemann, Neuling im Parlament) mehr als doppelt so viele Stimmen einheimste als er selbst und im nächsten glatt die Zweidrittelmehrheit erreichte. Nach diesem Debakel verspürte Scharnagl nun auch keine Lust mehr, die ihm kurz darauf angetragene Kandidatur zum stellvertretenden Vorsitzenden anzunehmen. Stattdessen wurden stud. phil. Herbert Wolf und stud. rer. pol. Werner Peuckert gewählt.

Thomas Ebert

Den Rechtsweg beschreiten

„Der Kulturpolitische Ausschuß des Hessischen Landtages billigte heute gegen die Stimmen der Freien Demokraten die Regierungsvorlage über die Studentenwerke an den wissenschaftlichen Hochschulen des Landes Hessen. Nach dem Gesetz werden künftig alle vier Studentenwerke als Körperschaften öffentlichen Rechts wirken, jedoch der Aufsicht des Kultusministers unterstehen," hieß es in einer Meldung des Hessischen Rundfunks vom 23. November 1961.

Der VDS hat daraufhin bei der Präsidialkanzlei des Hessischen Landtages rückgefragt und die Auskunft erhalten, daß der Gesetzentwurf vom Kulturpolitischen Ausschuß des Hessischen Landtages gegen die Stimmen der Freien Demokraten gebilligt worden ist. Dieser Gesetzentwurf sieht die Umwandlung der hessischen Studentenwerke in Landesanstalten öffentlichen Rechts vor.

Damit ist die Hessische Landesregierung ihrem Ziel, die Studentenwerke als studentische Selbsthilfeeinrichtungen aufzulösen und in „Landessozialbehörden" zu überführen einen Schritt nähergekommen. Der VDS hat im Einklang mit den Saarbrücker Empfehlungen der Westdeutschen Rektorenkonferenz immer darauf hingewiesen, daß die Studenten auch heute noch bereit und in der Lage sind, die Verantwortung für die Arbeit der Studentenwerke selbst zu übernehmen und daß ein Eingreifen der Staatsverwaltung weder erwünscht noch notwendig ist. Eine gesetzliche Regelung der Studentenwerksfrage muß, sofern sie sich nicht über elementare Rechte der Studentenschaft hinwegsetzen will, folgenden Bedingungen genügen:

1. Als maßgeblichem Träger der Studentenwerke kommt der Studentenschaft das Recht der Beitragshoheit zu.

2. Der Studentenschaft muß in den Organen des Studentenwerks ein maßgeblicher Einfluß gesichert sein.

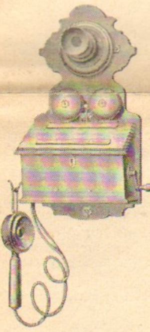
3. Die Bindung an die Hochschule muß gewährleistet sein.

4. Die Mitwirkung des Fachministers ist auf die Rechtsaufsicht zu beschränken.

Die Studentenschaft bittet die Fraktionen des Landtages zu bedenken, daß sie sich bei einer endgültigen Verabschiedung der Regierungsvorlage gezwungen sehen würde, den Rechtsweg zu beschreiten.

VERBAND DEUTSCHER STUDENTENSCHAFTEN
Landesverband Hessen

— Der Vorsitzende —
Hartmut Rotter



personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien
personalien

Gerhard Kath, routinierter und langjähriger Geschäftsführer des Frankfurter Studentenwerkes, sieht sich vor eine peinliche Gewissensfrage gestellt. Die hessische Landesregierung will ihm nämlich nur unter der Voraussetzung Zuschüsse für die Frankfurter Mensa geben, daß er zirka DM 60 000 aus der Studentischen Darlehenskasse in das Mensa-Essen steckt. Ein solches Vorgehen hatte aber das Studentenwerk selbst im vergangenen Jahr als „Veruntreuung" bezeichnet.

Margret Boers, SDS-Amazone im Studentenparlament, äußerte während der Personaldebatte über ihre Kandidatur zum AStA-Vizesessel der ausgeschlossenen Öffentlichkeit gegenüber nicht ohne Charme: Ich mache mich jetzt erst mal schön. Sie verlor trotzdem.

Alfred M. Schmidt, unter dem Pseudonym „ams" allseits bekannte Filmstudiohoffnung und verhinderter Briefkopfdesigner, brach angesichts der turbulenten Filmstudio-Mitgliederversammlung in den lautstarken Seufzer aus: Man möge doch erst einmal menschlich sauberer leben!

Otto-Hermann Reuter, liebenswerter Querulant im Studentenparlament, machte sich auf der letzten Sitzung dieses Gremiums durch 423 Rufe zur Geschäftsordnung bemerkbar. Vivant sequentes!

Betrachtung über das Wohnheim, Mertonstraße 28

Es steht außer Zweifel, daß das Wohnheim in der Mertonstraße die Bezeichnung „Heim" nur sehr beschränkt für sich in Anspruch nehmen kann. Glaubt man sich doch manchmal in die Nähe des Ostbahnhofs versetzt. Sei es der etwas eigenartige Begriff von Sauberkeit, dem mancher Heimbewohner frönt, die bisweilen laxe Einstellung zum persönlichen Eigentum (besonders wenn es sich um Lebensmittel handelt), die asylreife Bettwäsche oder der Mangel an geeigneten Gemeinschaftsräumen: ein wirkliches Heim ist dieses Heim nicht. Man lebt prosaisch nebeneinander her. Sucht man nach Möglichkeiten gemeinsamer Betätigung, so erscheint der warnend erhobene Zeigefinger der Hausverwaltung (beim Volleyballspielen wird der englische Rasen zertreten, beim Tischtennis die Gangwand beschädigt). Kellerparties sollen nur noch im Flüsterton stattfinden, die leider unentbehrliche Musik wird vermittels Kopfhörer geliefert. In der Mertonstraße scheint es eigenartige akustische Phänomene zu geben, imaginärer Lärm wird selbst im dritten Stock des Universitätsgebäudes vernommen. Ganz real ist allerdings die Lärmkulisse im Haus. Der friedliebende Heimbewohner schickt sich zwar in gelegentliche Phonmaxima, die immerwährenden Geräuscheffekte allerdings haben seine Sensibilität längst verschüttet.

Natürlich hat ein Studentenheim auch eine Heimselbstverwaltung, genannt HSV, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Hamburger Verein, obwohl auch dieser das Schienbein zu demolieren versucht, nur werden hier die Übeltäter nicht vom Platz gestellt. Der Vorstand bemüht sich mit aller seiner Kraft, ein demokratisches Spielchen in den Heimen zu verhindern, indem die Gaukler beschützt werden.

Rainer Benda

Leerstühle

Bei der diesjährigen Rektoratsübergabe, die wieder in feierlichem Rahmen in der Paulskirche stattfand, war es zu hören: von den insgesamt 134 Lehrstühlen der Universität sind zur Zeit 26 vakant. Nach den Empfehlungen des Wissenschaftsrates sollen darüber hinaus bis zum Jahre 1964 weitere 38 neue Ordinarien eingerichtet werden, so daß die Fakultäten 64 Berufungen aussprechen müßten, wenn diese Lehrstühle wirklich besetzt werden sollten.

Im vergangenen Jahr brachte es die Universität allerdings nur auf sieben Neuberufungen. Nach Ansicht des scheidenden Rektors scheitern viele Berufungen an der schwierigen Wohnraumbeschaffung. Wie dem auch sei: der traditionelle Leerlauf des deutschen Berufungsverfahrens sollte bei dieser negativen Bilanz nicht ganz aus dem Auge verloren werden. rf

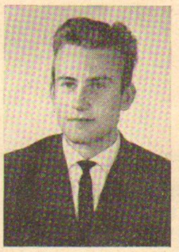
Die Jovialität der Funktionäre

Man will uns wohl für dumm verkaufen. Die Meinung, Lob aus gewissen Kreisen studentischer Funktionäre sei qualifizierte Anregung und Ansporn zu Höherem, wirft nur ein allzu deutliches Licht auf die Qualifikation derer, die es aussprechen. Denn eine Zeitung machen ist mehr, als nur die Fahne in den Wind der jeweiligen „Freunde" zu hängen.

Führt einen der Zufall in jene geweihten Bezirke, so rumort es, wisperts, und lächelts endlich wohlwollend von den Masken einiger Funktionäre, die gerade ihren Pflichten obliegen. Ich bin bei Gott nicht so bigott, meine Bedeutung auch nur halb so hoch zu schätzen, wie jene Herren sich selber, und halte es für eine Schwäche, nach lächelnd geäußertem Lob immer den Geschmack des Ekels auf der Zunge zu spüren, aber man verlange von mir nicht, daß ich die Perfidie toleriere. Denn der Exponent eines Apparates betrachtet sich meistens als dessen Inkarnation und überträgt dieses Weltbild gerne auf andere Organismen. So tönt er: „Ach, da kommt ja der Diskus!", die laute Aufforderung, mich doch als fleischgewordene Zeitung zu fühlen. Und im Tenor der Anrede bewegt sich dann die Konversation, Plattheiten mit Beredsamkeit verbrämend, rügend und lobend, jene raffinierte Mischung aus Zuckerbrot und Peitsche, auf die sich die Disziplin gewisser Gemeinschaften gründet.

Es zeigt sich die Sucht, zu beeinflussen, zu steuern, die Funktion auszuüben. Aber eine Zeitung machen, ist mehr als nur Anweisung geben, um sich dann zufrieden am Futternapf niederzulassen. Dies sollte man nicht vergessen.

Sirius



Herbert Wolf, Student der Soziologie im vierten Semester, wurde vom letzten Parlaments-Konklave in der Kellermensa zum neuen AStA-Vorsitzenden gekürt. Damit hat das durch den Rücktritt Busemanns bedingte Interregnum ein befriedigendes Ende gefunden.

Wolf, der seine Sporen bereits als Auslandsreferent im AStA verdient hat, will den Kampf gegen eine Regierungsvorlage der hessischen Landesregierung — die Studentenwerke sollen in staatliche Sozialbehörden umgewandelt werden — mit allen legalen Mitteln fortsetzen. Da Interesse und Berufswunsch der Meinungsforschung gelten, dürfte er sein Ohr immer an den Wünschen der Studentenschaft haben. Als ehemaliger Posaunist einer Jazzband weiß er darüber hinaus, wie man die Interessen der Studentenschaft „lautstark" vor der Öffentlichkeit vertritt.

Lehrgang im öffentlichen Recht · Dr. Schröder
Rechtslehrgang für Wirtschaftler · Dr. Wagner

Induktive Methode. Fälle, Klausuren und systematischer Teil.

Probeheft kostenlos.

Verlag Georg Lehrmann K. G. · Hamburg 4 · Hamburger Hochstraße 21

Frankfurt a. M., Goethestraße 1 (am Goetheplatz) Telefon: 2 36 33 und 2 52 64

Fachbücher aus allen Gebieten: Jura, Wirtschaftswissenschaft, Technik, Medizin, Naturwissenschaften

Universitätsbuchhandlung

Blazek & Bergmann

Das verdrehte Antlitz der Zeit

L. S. Senghor in Frankfurt

Der Afrikaner tritt in die Geschichte. Und jene, die in ihm ein gutwilliges Objekt kolonialer Mühwaltung sahen, ihn mit Schlägen und verbrauchten Heilsbotschaften traktierten, um aus ihm ein schwarzes Abbild weißer Unzulänglichkeiten zu machen, schaudern vor den Ausmaßen dieses Prozesses. Es scheint müßig, ihnen, die nun zurückgezogen in europäischen Kontoren über Tabellen großzügiger Entwicklungshilfe grübeln, den Spiegel vorzuhalten.

Die Ereignisse schreiten über sie hinweg, schritten schon über sie hinweg, als sie die Zerstörung der afrikanischen Reiche Mali und Ghana als den Beginn ihrer Neuzeit zelebrierten. Sie glaubten damals, den Afrikaner von jeglicher Entwicklung abzuschneiden, doch ihre Nachfahren mußten im zwanzigsten Jahrhundert erkennen, daß derlei Tun den Keim des Vergeblichen in sich trug.

Die Gedanken der Weisen von Ghana und Mali überdauerten die Wirren europäischen Einflusses und fanden ihre Renaissance in den Gedanken und Gedichten der Négritude.

Über sie hielt der senegalesische Staatspräsident Leopold Sedar Senghor, gleichermaßen berühmt ob seiner Gedichte und seiner staatsmännischen Fähigkeiten, unlängst in der Aula der Frankfurter Universität einen Vortrag, der dieses Thema mit neuen Aspekten versah.

●

„Mein Negertum ist kein Stein, der taub den Taglärm zurückwirft", schreibt der antillianische Dichter Aimé Césaire 1939 in seinen „Cahiers d'un retour au pays natal", und „ich will alle Bande Europas zerreißen, um mein Gedicht auf sandigen Schenkel zu sticken" sagt Senghor 1945 in seinen „Chants d'ombre": Zeilen verdeutlichen die Rückwendung zu Afrika, die Adaption afrikanischer Philosophie, die laute Proklamation der Négritude gegen ein europäisches Afrika.

Diesen Impulsen folgt die Zustimmung afrikanischer Intellektueller und europäischer Ethnologen und Missionare. Marcel Graule veröffentlicht die Philosophie der Dogon, Placide Tempels schreibt die Bantuphilosophie auf und Alexis Kagame erweitert diese Aufzeichnungen mit der großen Abhandlung „La philosophie bantu-rwandaise de l'Être", deren philosophische Prinzipien dem berühmten Manifest, das Leopold Sedar Senghor 1956 in „Présence Africaine" erscheinen läßt, die Akzente setzt.

●

Senghor griff in seinem Frankfurter Discours auf diese Elemente zurück, wenn er den Unterschied abendländischen und afrikanischen Denkens in der Sentenz zusammenfaßte: „Die klassische europäische Philosophie ist analytisch durch Anwendung, die negroafrikanische Vernunft intuitiv durch Teilnahme!" Der Afrikaner lebt mit und in den Dingen, seine Philosophie gliedert das Erfahrbare in eine Hierarchie von Kräften, denen der Mensch mittels des logos, oder mittels nommo, dem gesprochenen Wort gebietet.

So ist der afrikanische Künstler und Dichter im Grunde Magier, der durch die Ernennung Sein und Umwelt verändert, und dies im Gewand des Rhythmus, der, wie Senghor in seinem „Geist der negroafrikanischen Kultur" schreibt, „alles Geschehen ordnet".

Der Rhythmus treibt und lenkt die Gedichte, die als Beschwörung Imperativ über die Zeit sind. Das europäisch-abendländische Zeitgefüge löst sich auf, wenn Césaire deklamiert: „Ich erinnere mich an die große Pest, die statthaben wird im Jahre 3000: es hat keinen Verkündigungsstern gegeben, aber die Erde in kieselloser Flut versteinerte zu Raum!"

●

Dies ist Neuordnung afrikanischer Wirklichkeit durch Retrospektive, durch die Übernahme altafrikanischer Prinzipien in die Jetztzeit, die gekleidet in die Sprachen der westlichen Hemisphären Renaissance werden.

Die afrikanischen Dichter lassen die europäische Sprache in neuen Rhythmen tanzen, gießen sie in imperativistische Bilder, und formen die Zukunft. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft berühren sich in diesem Punkt, drei Pfade, die sich kreuzen, unterworfen Legba, „dem Herrn der drei Wege", den Césaire „seit Akkam, seit Elad, seit Sumer" beschwört.

●

Die „Wurzeln der Négritude" reichen zurück in längst gesunken[illegible]pochen, deren Ideen dem Heute neuen Klang geben. In Afrika, „dort, wo der Lärm meiner Hacken den Raum ausfüllt und der Zeit das Antlitz verdreht, dort, wo der Regenbogen meines Wortes beauftragt wird morgen mit Hoffnung, „schaut Césaire sich um, beklagt Senghor „den Regen der Augen über dem Durst der Savannen", findet der Kongolese Tchicaya U'Tam'Si „sein verlorenes Gedächtnis" wieder.

●

Uns bleibt nichts als der Zwang zu hören.

Wolfgang Vogel

10 Jahre Kine mato graphisches

Ein Geburtstag

Für eine Studentenorganisation scheinen zehn Jahre Existenz allein schon Leistungsnachweis zu bedeuten. Dem „Filmstudio an der Johann Wolfgang Goethe-Universität" gelang dies; und der derzeitige Vorstand zeigt fröhlichen Optimismus, wenn er meint, dieser (zahlenmäßig) zweitstärkste und (nach eigenem Urteil) aktivste deutsche Studentenfilmklub werde auch noch ein zweites Dezennium existieren.

Das Filmstudio wurde am 17. Dezember 1951 – natürlich nicht mit der Devise „überstehen ist alles" – gegründet, um neben dem Zeigen wertvoller und sehenswerter Filme interessierten Studenten möglichst viel Kenntnisse auf allen Gebieten des Filmwesens zu vermitteln. Nun ist derlei Tun allerdings an Mitglieder gebunden, die freie Stunden dafür widmen, und deshalb ist mangels eines deutschen – geschweige denn Frankfurter – Lehrstuhls, der sich in wissenschaftlicher Weise mit dem Film befaßt, das Zeigen von Filmen dank seiner Beliebtheit bei den Frankfurter Studenten für das Filmstudio der einzige Ast geblieben, der immer grünt.

Ansätze und Beispiele eig[illegible]r Produktion waren in den ersten Jahren des Filmstudios oft zu sehen und sind auch jetzt, obwohl das wirkliche Interesse dafür merklich abgeflaut ist, noch zeitweilig zu finden. Die Ursache für dieses Nachlassen von Mühe und Willen ist hier wie in anderen studentischen Organisationen sicher in der großen Fluktuation der Mitglieder zu suchen. „Die Studenten kommen zuerst mit vielen Ideen zu uns," hieß es auf der Geburtstagsfeier bei Gin und Aprikosensaft am 21. November, „und wenn sie dann das unbedingt notwendige Handwerk des Filmens in etwa gelernt haben, müssen sie schon wieder aufhören; schließlich kann kaum einer mehr als ein Jahr seines Studiums ganz an ein Hobby hängen." „Dabei ist unsere technische Einrichtung gar nicht einmal so schlecht," lockt das Jubiläumsheft 33 des Filmstudios. „Daß man etwas damit anfangen kann, haben einige wenige Streifen bewiesen."

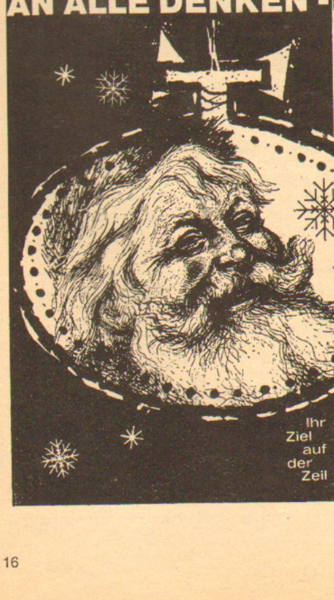
Filmtechnische Antiquitäten zeigte eine höchst informative Ausstellung, die das Filmstudio vom 22. bis 26. November im Sitzungssaal des Studentenhauses zusammen mit dem privaten „Archiv für Filmkunde Paul Sauerlaender, Frankfurt" eingerichtet hatte. Von den vielen Geräten, mit denen experimentierfreudige Bastler schon Mitte des vorigen Jahrhunderts erste Versuche zur Darstellung beweglicher Bilder gemacht hatten, fand man bei der Filmtechnikschau z.B. auch das einzige in Deutschland vorhandene Praxinoskop, ein von Emile Reynaud um 1877 gebauter Apparat, dessen Spiegeltrommel den optischen Ausgleich zwischen den ringförmig angeordneten Einzelbildern und damit zum ersten Male eine wirklich kontinuierliche Bewegungsprojektion brachte.

Neben dieser filmhistorisch sorgfältigen – und mit viel Geschick dargereichten! – Ausstellung zur technischen Entwicklung zeigte das Filmstudio selbstverständlich noch Filme, von denen das Trickfilmprogramm am 24. November beinahe selbst die Sommerfestrekorde schlug. Alles in allem stellte das Filmstudio Beachtliches auf die Beine zu seinem Geburtstag. Es bleibt zu hoffen, daß ihm die Anstrengung neue, filmisch aktive Mitglieder einbrachte. Und vielleicht könnte Studio-Chef Bernauer das finanzielle Standbein der wöchentlichen Filmschau noch weiter zum – wenn auch fürs Publikum etwas anstrengenderen – Podium der analysierenden Filmbetrachtung ausbauen, um durch die einführenden Reden von kenntnisreichen Studiomitgliedern vor jedem Film auch die indifferenteren Filmbetrachter zu mehr als gehobenem Konsum anzureizen.

hc

liebe v[illegible]rehrte leserinnen und l[illegible]er, ihr diskus wuenscht ihnen ein gnadenreiches weihnachtsfest. auf dem gabentisch ihrer lieben sollte ein diskusabonnement nicht fehlen. diskus bringt ihnen zehnmal im jahr glueck, sonnenschein, kurzweil ins haus und erlauben wir uns, auf den preis von drei mark hinzuweisen

AN ALLE DENKEN - FREUDE SCHENKEN



Alle Abteilungen unseres Hauses bieten unzählige Anregungen, wie Sie Ihren Lieben Freude machen können. Überall können Sie sich zwanglos umsehen und nach den „richtigen" Geschenken Ausschau halten. Auf Wunsch werden Sie gern beraten. Wir heißen Sie herzlich willkommen in unserem festlich geschmückten Haus.

IHR KAUFHAUS
M. Schneider
FRANKFURT/M · ZEIL/ECKE STIFTSTRASSE

STREIT-ZEIT-SCHRIFT

Herausgeber: V. O. Stomps
Redaktion: Horst Bingel

Seit fünf Jahren ist die Zeitschrift das streitbare Organ der jungen deutschen Literatur. Die Autoren sind u. a.: Andersch, Bender, Böll, Celan, Enzensberger, Heckmann, Höllerer, Kesten, Krolow, Meckel und Weyrauch.

Bisherige Themen:
Kritik der Kritik
Sexuelles Verkalten
Reflexion heute
Neonazismus in der deutschen Literatur
Europäische Literatur der Gegenwart u. a.

Neben einem Hauptthema enthält jede Ausgabe unveröffentlichte Prosa, Lyrik, Graphik und Autorenkarikaturen sowie Rezensionen.

Man sagt:
„Ein ernsthaftes Forum: man möchte der Zeitschrift aus Anlaß ihres fünften Geburtstages ein langes Leben wünschen." Die Welt
„Ein lebendiger Sammelplatz der jungen deutschsprachigen Schriftsteller." Svenska Dagbladet, Stockholm
„Formulierungen werden wie Salben und Tinkturen zu einem Ziehpflaster gemischt." Frankfurter Allgemeine Zeitung
„Streitbare Zeitschrift der jüngeren Deutschen ohne den bekannten grimmigen Ton." Utrechtsch Nieuwsblad, Utrecht

Die Zeitschrift erscheint zweimal jährlich.
Abonnement DM 5,40; Einzelheft DM 3,–

Verlegt für die EREMITEN-PRESSE durch die Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt am Main

galerie cordier & stadler am opernplatz zeigt **matta**